Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 26 — Marburg i. H., den 29. Juni — 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Die rechte Wahl — Katholizismus und moderne Kultur. Ein Rückblick auf den Fall Schell: 6. Schlußbetrachtung — Zum Streit über die Stellung der Frau — Oedipus oder das Rätsel des Lebens. Tragödie von Gertrud Prellwitz. Erste Hälfte — Seid nicht so verschwenderisch! — Verschiedenes: Die Verwirtschaftung der Autorität; Neue Greuel in Armenien; Die Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich; Die Chronik der Christlichen Welt — Zur freundlichen Beachtung — An Mitarbeiter und Freunde in Elsaß, Südbaden, Schweiz und Württemberg — Eisenach — Anzeigen: Für Ost- und Südmark

Die rechte Wahl

Der Mensch darf also seinen Schatz haben. Er darf sein Herz an Etwas hängen. So kommt nun Alles auf die rechte Wahl an.

Jesus giebt dafür eine ganz bestimmte Anleitung. Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen. (Matth. 6, 19 f.)

Offenbar warnt Jesus davor, sein Herz an Dinge zu hängen, deren Verluste wir ausgesetzt sind. Und andre finden wir auf Erden nicht. Mag nun Motte, Rost und Dieb oder der stete Wandel der Zeit bis zur letzten größten Wandlung, dem Tode, uns drum bringen.

Nun ist es gar nicht so selbstverständlich für uns Menschenkinder, daß uns die irdischen Freuden schon um ihrer Vergänglichkeit und Verlierbarkeit willen unbefriedigt lassen. Sind wir nur eine Art Eintagsfliegen, und so kann es scheinen, dann werden auch Eintagsfreuden uns genügen. Ja der Wechsel selbst ist unser Element. Arbeiten und Schlummern, Genießen und Entbehren, jedes Alter, jede Jahreszeit, Alles hat seine Lust. Unzählige wollen gar nichts weiter als zuweilen einmal vergnügt sein und lassen sich um dieser „eitlen" Freuden willen das übrige Leben wohl oder übel gefallen. Auch edlere Naturen haltens nicht anders. Ist nicht das Reinste, Edelste, was wir auf Erden haben, vergänglich? Das Schaffen im Beruf? Das Glück des Familienlebens? Und darf dabei nicht das Herz sein? Jesus hat selber die Ehe geheiligt, Mark. 10, 6—9, und gebilligt, daß der Mann seinem Weibe anhange. Er hat treue Arbeit von seinen Jüngern gefordert, welcherlei Gaben ihnen auch der Schöpfer anvertraut habe. Ists nicht ernste Freude, wenn der Sohn, die Tochter den ersten selbstverdienten Groschen mit heimbringt — mag er auch wieder gestohlen werden können!

So wenig Jesus den Seinen untersagt, für Irgendetwas eine Leidenschaft zu haben, so wenig will er alles Interesse für Irdisch-Vergängliches aus ihrer Seele bannen. Hätte er das gewollt, so würde er andre Worte dafür gefunden haben. Buddha hat sie gefunden. Aber freilich möchte er die Wahl unsers Herzens recht leiten. Aufmerksam macht er drum auf das Eitle, das allen irdischen Gütern anhaftet, und lebendig macht er in der Seele die Sehnsucht, die in Vielen nur schlummert: die Sehnsucht nach ewigem, bleibendem Gut. Wir sind eben nicht Eintagsfliegen. Daß wir Besseres sind, Kinder des ewigen Gottes, dafür lebt und stirbt Jesus. Und damit wir es selber merken, muß er uns unzufrieden machen. Das Christentum ist, genau besehen, eine staats- und weltgefährliche Religion. Es macht die Menschen unzufrieden. Unzufrieden mit ihrem irdischen Dasein, an dem doch so Viele sich gern genügen ließen. Aber es geht nicht anders. Sursum corda, höher den Sinn, und rastlos vorwärts! ist und bleibt christliche Losung. Wer am Irdischen haftet und nichts Andres kennt, der hat die rechte Wahl nicht getroffen. R

Katholizismus und moderne Kultur

Ein Rückblick auf den Fall Schell

6. Schlußbetrachtung

1

Wenn einmal in späterer Zeit ein Kirchenhistoriker die Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert beschreibt, so wird er für den Fall Schell kein neues Blatt anbrechen müssen. In dem großen Paragraphen, der von der Unterdrückung eines national und liberal gesinnten Katholizismus in Deutschland, wie in andern Ländern, erzählt, ist noch ein bescheidner Raum frei. Auch Schell gehört in diese Reihe, an deren Anfang Männer wie Wessenberg, in deren Mitte die Hirscher und Leopold Schmid, die Hermes und Günther stehen. Die litterarischen Gegner Schells haben geflissentlich auf diese Verwandtschaft hingewiesen. Sie haben bald Hermes und Günther, bald Leopold Schmid in ihm reden hören, bald die Idee der „seichten Aufklärung" in ihm aufleben sehen. Die Gereiztheit, mit der sie sofort die Ansätze zu einem deutsch-nationalen Katholizismus wahrnahmen und nicht rasch genug über die Gefahr Lärm schlagen konnten, hatte etwas von einem bösen Gewissen an sich. Oder etwas von der Furcht vor einem Gegner, den man niedergeworfen, aber geistig nicht völlig überwunden hat.

Schell selbst hat seine Ansichten mehrfach gegen diese Seite hin abgegrenzt. Er hat in seiner Dogmatik gegen Günther und Hermes polemisirt; er kritisirt Günthers Lehre von der Menschwerdung (III, 1, 43 ff. 65), Hermes Lehre von der Gnade (339). Er hält sich in seiner Spekulation weit strenger als Beide an die Kirchenlehre. Aber mit Hermes verbindet ihn das Bestreben, die notwendige Voraussetzung der Offenbarung in der Vernunft nachzuweisen und die einzelnen Lehren nicht einfach aus der Hand der äußern kirchlichen Auktorität anzunehmen, sondern sie erst durch die Einsicht in ihre innere Wahrheit und Notwendigkeit zu rechtfertigen. Auch mit Günthers Spekulation hängen Schells Gedanken mannigfach zusammen. Von allen Beziehungen im Einzelnen abgesehen stellt schon der bloße Gedanke, die christliche Lehre als eine Philosophie der Offenbarung aufzubauen, die Arbeit der Scholastik von neuem, unabhängig von der herrschenden Schultradition aufzunehmen, eine Verwandtschaft zwischen Schell und diesen älteren Erscheinungen her.

Ferner hat Schell wohl die philosophische Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts in ihrer Hauptrichtung als dem Offenbarungsglauben feindselig bekämpft, aber er hat doch ein Wort der Teilnahme für die ernstgesinnten Männer, welche wie „der

unermüdliche und tiefreligiöse, aber vielverdächtigte Wessenberg ... aus tiefer Hingebung für Glauben und Kirche die Heilung der Uebelstände mit den Mitteln der Aufklärung versuchten." Er weiß, daß der Name Wessenberg viele Kirchlichgesinnten bedenklich machen wird. „Allein man darf der ungerechten Verdächtigung niemals den Namen eines edlen und wahrhaft kirchlich gesinnten Mannes widerspruchslos preisgeben — weder den Würzburger Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, noch Wessenberg, noch Sailer" (Die neue Zeit, S. 159). Trotz Allem, was dazwischen liegt, versetzen uns manche Worte Schells ganz in die Sphäre der Aufklärung. Die Reflexion, ob eine Lehre, ein kirchlicher Brauch „vernünftig" ist, tritt bei ihm manchmal viel stärker und unmittelbarer hervor, als wir es etwa in der neueren protestantischen Theologie gewöhnt sind. Durch die Arbeit der großen Philosophen und der protestantischen Theologen seit Schleiermacher ist für uns die ganze Behandlung der theologischen Prinzipienfragen auf einen andern Boden als den der Aufklärung gestellt worden. Vieles ist hier aus der Kritik, die die Aufklärung vollzog, übernommen, aber ihre Gedanken sind an eine ganz andre Auffassung des Geistes, der Geschichte, der Religion gebunden. Diese Vermittlung fehlt in der katholischen Theologie, oder sie ist doch lange nicht so stark entwickelt. So kommt es, daß, sobald hier die systematischen Aufgaben mit größerer Selbständigkeit aufgenommen werden, die rationale Reflexion unverhüllter zu Tage tritt und, sobald eine Kritik an kirchlichen Zuständen gewagt wird, sich leicht eine Stimmung einstellt, die der Stimmung der Aufklärung sehr ähnlich ist.

Dies hängt damit zusammen, daß der Katholizismus nicht vermocht hat, ein klares Verhältnis zur Aufklärung herzustellen, was in ihr bleibenden Wert hatte, aufzunehmen und doch wieder durch eine tiefere Erfassung des Wesens der Religion und des Geistes zu begrenzen. Zu leicht hat die Romantik den Katholizismus über den breiten tiefen Graben hinübergeschmeichelt, den die Aufklärung zwischen dem alten Dogma und der modernen Welt gezogen hat. Nun ruht unsre moderne Kultur zum guten Teil auf dem Siege der Aufklärungsideen. Darum wird der Katholizismus, wenn er sich mit dem Fortschritt der modernen Kultur auseinandersetzen will, mit Notwendigkeit immer wieder zu der Aufgabe zurückgeführt, erst eine klare Stellung zu den Ideen der Aufklärung zu gewinnen. Daß in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts die deutsche katholische Theologie unter dem Einfluß der Romantik und angeregt durch die neue deutsche Philosophie und Geschichtsforschung, z. T. auch durch die protestantische Theologie, die aufgeklärte Richtung zurückgedrängt und schließlich vernichtet hat, war, im Großen angesehen, ein Fortschritt. Es war eine Erneuerung, eine Selbstbesinnung auf den historischen Charakter der eignen Kirche, ähnlich wie auf der protestantischen Seite. Aber die bedeutenden Geister, welche, wie Möhler und Döllinger, die reichen Schätze der katholischen Vergangenheit wieder neu entdeckten und im Gegensatz zur Aufklärung durch die Geschichte zu einer inhaltsreichen idealen Auffassung des Katholizismus geführt wurden, waren nicht imstande, die einmal in Gang gebrachte Restauration des Alten zu umgrenzen. Bald ging diese über sie hinaus, um im Ultramontanismus einzumünden. Wieder einmal hat eine große geistige Bewegung damit geendigt, daß sie die eignen Urheber zensirt. Es hat etwas Tragisches, zu sehen, wie manche dieser Vorkämpfer für die Erneuerung des Katholizismus von den nachdrängenden Schülern dasselbe Schicksal erfuhren, das sie den aufgeklärten Katholiken bereitet hatten. Es kam eine neue Kirchlichkeit auf, und an ihrem strengen Maß gemessen wurde manche Theologie nicht mehr voll befunden, die doch jener die Wege gebahnt hatte.

Es war ein Verhängnis, daß es nicht gelungen ist, das Wertvolle und Gesunde, das die Aufklärung auf dem Boden der katholischen Theologie erarbeitet hatte, und das man heutzutage auch in protestantischen Kreisen eher unterschätzt, weil man es nicht mehr genügend kennt, in eine feste theologische Gestalt zu bringen und der darauffolgenden viel reicheren Entwicklung der durch die Romantik befruchteten katholischen Theologie einzureihen. Die protestantische Theologie hat, wenigstens in ihrer herrschenden Richtung, in viel höherem Maße die Errungenschaften des achtzehnten Jahrhunderts festzuhalten gewußt, so gewiß auch sie zunächst ihre Arbeit im Gegensatz zur Theologie der Aufklärungszeit gethan hat. Dagegen war auf katholischer Seite kein Halt. Mit elementarer Gewalt drängte die Erneuerung der Kirche und Theologie der Herrschaft einer extremen Partei zu. Das Erste war die Befreiung vom Druck des Staates gewesen, die Erhebung gegenüber einer Theologie, die in einer dürftigen Anschauung vom Wesen des Christentums befangen war. Aber durch diesen Aufschwung wurden Kräfte entfesselt, welche die Freiheit wieder benutzten, um die katholische Theologie in Fesseln zu schlagen. Daran hatte man in der ersten Begeisterung nicht gedacht, als man mit jugendlichem Mut die Theologie der Aufklärer zum alten Eisen warf. Und als man erkannte, wie rasch extreme Geister nachdrängten, die leidenschaftlich ihr Parteidogma und ihre Parteipolitik als allein kirchlich proklamirten und die Führer jener Erhebung verdächtigten oder beiseite drängten, da war es zu spät. Der ideale Katholizismus, der den Besten vorgeschwebt hatte, wurde verfemt oder nur noch benutzt, um die Ansprüche eines Ultramontanismus zu decken, von dem die ursprüngliche romantische Hülle immer mehr abfiel, sodaß er zuletzt in seiner nackten Herrschsucht als ein politisches System erschien, das alles Geistliche zum bloßen Mittel herabwürdigt.

An Bemühungen, dem entgegen zu wirken, hat es nicht gefehlt. Es ist nützlich, einmal von den feineren Unterschieden abzusehen und alle die Versuche zusammen zu überblicken, die in unserm Jahrhundert ein freier gerichteter Katholizismus gemacht hat, sich aus der Umschlingung durch die ultramontane Herrschaft zu befreien, gegenüber einer in Zeremonien veräußerlichten Religion und einer in Politik beinahe aufgehenden Kirchenleitung ein innerliches, persönliches, mit dem Fortschritt der Wissenschaft ausgesöhntes Christentum herzustellen, zugleich damit der Eigenart des nationalen Geistes in kirchlichen Dingen wieder größern Spielraum zu verschaffen. Man sieht alsdann, welch große Summe von Geist und Kraft, wie viel edle, anziehende Persönlichkeiten diese Richtung in sich schließt. Und doch sind alle diese Bemühungen gescheitert. So oft sie sich über eine stille, in gelehrte Arbeiten eingehüllte Kritik hinausgewagt haben, ist eine Gegenwirkung des herrschenden Systems eingetreten. Rasch ist dann Alles zerstört worden, was sich hier an hoffnungsvollen Keimen für eine freiere und nationalere Gestaltung des Katholizismus geregt hat. Dabei ist die Unterwerfung meist, wie jetzt wieder bei Schell, in einer überaus peinlichen, demütigenden Weise geschehen. Es war, als wollten die herrschenden Mächte sagen: Wir können uns Alles erlauben und brauchen nicht die mindeste Rücksicht zu nehmen. Zur Strafe für die Annäherung an die protestantische Denkweise wußte Rom nicht selten die Unterwerfung so einzuleiten, daß es die Betroffenen vor der unabhängigen gelehrten Welt als Männer von verächtlicher Gesinnungslosigkeit bloßstellte, die nicht wagen, festzuhalten, was sie erst mit so großem Eifer vertreten haben.

Wie kommt es doch, daß trotz diesem trübseligen Ausgang der meisten dieser Reformbestrebungen sich bei jedem neuen Versuch wieder die Sympathie vieler Protestanten regt? Es kommt nicht von der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Versuche. Sie erscheint uns, theoretisch betrachtet, nicht hoch. Das galt schon von Hermes, es galt von Günther, es gilt noch mehr von Schell. Ueber Halbheiten sind sie alle nirgends hinausgekommen. Der Grund jener Freude war vielmehr zunächst einmal der, daß doch eine gewisse Annäherung an die protestantische Auffassung vom Wesen der Religion und des Christentums, an die protestantische Kritik, an die protestantische Art, Wissenschaft zu treiben, vorhanden war. Es ist immer erfreulich zu sehen — und auch bei Schell ließ sich das beobachten —, daß es immer noch ein viel größeres Maß der Uebereinstimmung in den sittlichen und religiösen Idealen zwischen Protestanten und Katholiken giebt, daß die ethischen Maßstäbe in viel höherem Grade gemeinsam sind, als man nach der Anwendung erwarten könnte, die sie in der konfessionellen Polemik und im kirchenpolitischen Kampf finden. Schell mag z. B. das Inquisitionsverfahren der mittelalterlichen Kirche mit allerhand nicht immer ganz einleuchtenden historischen Ausführungen rechtfertigen: es ist doch wertvoll, daß er dabei

die Anwendung von Gewalt als der Religion unwürdig im Prinzip preisgiebt. Das ist etwas Andres als der Cynismus, mit dem manche Polemiker diese Nachtseiten des kirchlichen Systems für das helle Licht erklären, das hoffentlich bald wieder eine dafür reif gewordne Zeit beglücken werde.

Noch ein andrer Grund erklärt, warum auch der leiseste Schimmer eines idealer gerichteten Katholizismus bei den Protestanten immer wieder mit einem durch die Geschichte wenig gerechtfertigten Optimismus begrüßt wird. Es wirkt die Sorge für unsre nationale Entwicklung mit. Es ließe sich mit einem solchen Katholizismus doch anders im Reich zusammenleben. Eine Aussicht würde sich eröffnen, die Trennung zu mildern, die sich ohne das immer tiefer in unser ganzes deutsches Leben hineingräbt. Man sagt wohl: Lieber den vollen klaren Gegensatz, als diese halben Vermittlungen, diesen fortschrittlichen Katholizismus, der im Grunde doch innerlich gebunden bleibt. Für den geistigen Kampf mag das recht sein. Da handelt es sich in der That um Prinzipien, die sich ausschließen. Es ist ein Vorteil, wenn sie sich unverhüllt, in voller Konsequenz, gegenüberstehn. Aber was hilft das, wenn inzwischen der Ultramontanismus, der freilich seine Prinzipien so schön herausstellt, wie vielleicht kein andres System, einen großen Teil unsers Volks seinen nationalen Aufgaben entfremdet, unser politisches Leben heillos verwirrt, die Grundlagen unsrer Kultur in Frage stellt? Zwischen den Grundsätzen, die das Fundament unsrer modernen Kultur bilden und Schells fortschrittlichem Katholizismus ist freilich immer noch ein großer Abstand. Wir haben gesehen, wie wenig ein wirklicher Ausgleich erreicht ist, wie äußerlich die beiden Größen zu einander in Beziehung gesetzt sind. Für unsre eignen Bemühungen, das Problem zu lösen, können wir aus einem Versöhnungsversuch zwischen Christentum und moderner Kultur, wie ihn Schell unternimmt, so gut wie nichts lernen. Das mag unfreundlich oder hochmütig klingen, aber es ist wahr. Wir arbeiten in ganz andrer Richtung, wir denken mit andern Begriffen, die Probleme liegen für uns in einer andern Schicht, die Stimmung, mit der wir sie anfassen, ist ganz verschieden. Wo Schell seiner Lösung sich freut, da fängt für uns das Fragen erst recht an. Wo Schell sich am eifrigsten abmüht, müssen wir uns erst ganz künstlich klarmachen, wie man solche Dinge eines ernstlichen Nachdenkens noch für wert halten kann. Aber das Alles hindert nicht, zu erkennen, wie viel unser geistiges und politisches Leben in Deutschland an Einheit und Kraft gewinnen würde, wenn einmal Gedanken, wie Schell sie ausspricht, im Katholizismus eine Macht würden. Wir ertragen es ja auch, daß weite Kreise unsrer protestantischen Glaubensgenossen eine Stellung einnehmen, die im Grund eine Ablehnung der Prinzipien der modernen Kultur in sich schließt. Wir sehen manche protestantischen Theologen sich noch mit einer Apologetik abmühen, deren Ueberzeugungskraft für uns kaum größer ist, als die von Schells Apologetik. Und doch freuen wir uns für das praktische Zusammenarbeiten in Staat, Gesellschaft und Kirche jener glücklichen Inkonsequenz. Es sind immer noch genug Leute da, welche die Leidenschaft haben, in aller Schärfe Widersprüche zwischen den kirchlichen Systemen und den Grundsätzen einer Kultur herauszustellen, die zum großen Teil aus der im Diesseits heimischen Weltanschauung der Renaissance und aus der Aufklärung, der großen Ueberwinderin der dogmatischen Orthodoxie, ihre Kraft zieht. Es ist nicht zu fürchten, daß, wenn Gedanken wie die Schells in seiner Kirche Anklang fänden, die Gegensätze verhüllt würden und ein fauler Friede zustande käme. Zu tief empfinden wir ungelöste Spannungen zwischen der christlichen Stimmung und der Stimmung der modernen Kultur, als daß es für uns eine Versuchung wäre, die Friedensschalmei blasen zu hören, wie Schell sie bläst. Da ist nichts zu besorgen. Aber man könnte doch mit katholischen Theologen, wie Schell, sich auseinandersetzen, ohne das hoffnungslose Gefühl, mit Menschen zu reden, die mit ihren Ueberzeugungen wie in einer andern Weltzeit, wie auf einem andern Planeten leben. Der konfessionelle Kampf würde von seiner Bitterkeit viel verlieren. Die Einwirkung der gemeinsamen christlichen Ueberzeugungen auf das Volksleben würde verstärkt. Es wäre ein gar nicht abzuschätzender Gewinn, wenn wir auf der andern Seite mehr Religion und weniger Superstition, mehr Selbständigkeit und weniger Unmündigkeit, mehr Achtung vor der Wissenschaft und weniger Kultus der Macht erkennen dürften.

Aber das sind Träume. Die Erkenntnis der Wirklichkeit fordert Entsagung. Die Versuche, den Katholizismus auf eine solche breitere Grundlage zu stellen, waren im neunzehnten Jahrhundert eine Kette von Enttäuschungen. Und wenn nicht Alles trügt, so sind die Kräfte, die jenem Ziel zustrebten, im Laufe der Zeit nicht stärker sondern schwächer geworden. Schells Protest war schwächlicher als andre ähnliche vor ihm. Er nimmt sich mehr wie ein Nachklang von Melodien aus, die mehr als einmal in unserm Jahrhundert stärker geklungen haben. Sie kommen gegen den Lärm der ultramontanen Fanfaren immer weniger auf. Man hört ihnen mit Teilnahme und Achtung zu, aber ohne Hoffnung, daß sie einen nahen Sieg verkündigen. Das Jahr 1870 hat doch vollends die Entscheidung gebracht. Durch den Austritt der Altkatholiken ist diese schon vorher schwächere Richtung in der Kirche noch mehr geschwächt worden. Durch die Anerkennung der Unfehlbarkeit ist jeder entschlossenen Opposition der Boden entzogen, von vornherein jeder Gestalt, in der man etwas von Selbständigkeit und Kraft vermuten könnte, das Rückgrat gebrochen worden. In jedem großen welthistorischen System liegt die Tendenz, sich ganz auszuleben. Die letzten Konsequenzen müssen gezogen werden. Von keinem System gilt das mehr, als vom ultramontanen. Die Maßlosigkeit liegt im Charakter des Herrschaftstriebes, wie er in Rom ausgebildet worden ist. Der Anspruch auf unbedingte Geltung liegt im Wesen des christlichen Prinzips, das von diesem System so wunderbar in seine politischen Ideen hineinverwoben worden ist. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß dieses System immer noch im Fortschreiten begriffen ist. Es scheint seinen Höhepunkt noch nicht erreicht zu haben. Vor seiner Macht bedeutet der Widerspruch eines deutschen Gelehrten Nichts. Er vergeht wie ein Tropfen in der Sonnenglut.

2

Und doch fehlt es nicht an Spuren, daß auch dieses machtvolle System dem Los alles Endlichen unterworfen ist. In seinem Bau sind in den letzten Jahren unerwartet einige Risse bemerkbar geworden, erst ganz klein, aber sie können die Stellen andeuten, an denen für die Zukunft größere Spaltungen drohen. Es sind die Erscheinungen, denen Schells Kritik sich als ein einzelnes Symptom einreiht. Eine Anwandlung von Sorge hat manche Politiker in den katholischen Nationen befallen, die Sorge, ob der Katholizismus im Wettbewerb um die Weltmacht den Völkern, die er beherrscht, die genügende Kraft giebt, ob er sie nicht vielmehr hindert und lähmt, weil er ihr Geistesleben an Formen fesselt, die für unsre Zeit zu knapp geworden sind. Sind nicht im Ausbau der materiellen und geistigen Kultur diejenigen Völker günstiger gestellt, welche ein Christentum besitzen, das mit dem Fortschritt besser in Harmonie zu bringen, das einfacher ist und die ihm innewohnenden sittlichen Kräfte weniger an ein überlebtes Dogma und an eine ihren Zweck in sich selbst suchende hierarchische Anstalt bindet? Der Eindruck der Ueberwältigung Spaniens durch die Vereinigten Staaten war tief. Alte und neue Zeit schienen hier zu ringen, aber auch Katholizismus und Protestantismus. In Frankreich vor allem sind solche Stimmen laut geworden. Man überlegt: die drei Mächte, zwischen denen sich zunächst der Kampf um die Vormacht in der Welt abspielen wird, tragen überwiegend protestantischen Charakter, England, Nordamerika, Deutschland. Und als ihr Rivale kommt nicht etwa eine katholische Macht in Betracht, sondern das schismatische Rußland.

Noch stärker wird von katholischen Gelehrten der Druck empfunden, den die Vorherrschaft der ultramontanen Partei in der Kirche auf die Entwicklung der Wissenschaft und des geistigen Lebens überhaupt ausübt. Solche Klagen sind nicht auf Schell und seine Freunde beschränkt. Durch die Rücksicht auf die Kirchenleitung, durch das im Katholizismus so stark entwickelte Gefühl für Solidarität und Disziplin werden sie häufig zurückgehalten. Aber Einzelnes ist doch aus Anlaß der letzten Kämpfe laut geworden, wenn auch oft nur unter dem Schutze der Anonymität. Auch im deutschen Klerus sind einzelne Spuren einer tiefen Unzufriedenheit, im jungen Klerus vor allem Klagen über die

Mängel der Seminarerziehung hervorgetreten. In Freising haben am 11. und 12. April die bayrischen Bischöfe und Erzbischöfe beraten und eine Kundgebung an den bayrischen Klerus beschlossen,*) die durch ihre Schärfe auffällt. Sätze, wie der gegen die „zügellose Forschung, welche sogar die ewigen Wahrheiten unter dem Vorwande des »Fortschritts« entstellen oder korrigiren möchte"; oder gegen die „thörichte Anmaßung, der katholischen Wissenschaft einen nationalen Charakter beilegen zu wollen," mußten befremden. Damit konnte ja nur Schell gemeint sein. Aber war das nicht eine offenbare Karikatur seiner Anschauungen? Man übertrieb diese, um sie dann in tönenden Worten als thöricht zu verwerfen. Das alte Schreckmittel im Kampf gegen Häresien. Es war eine ähnliche Taktik, wie sie der Papst selbst in der Verurteilung des Amerikanismus befolgt hatte. Aber in der Hand bayrischer Bischöfe nimmt sie sich nicht eben so elegant aus, wie in den geschickten Händen der geschmeidigen italienischen Politiker an der Kurie. Auch hätte man von bayrischen Bischöfen, von denen doch Einige Schell näher standen, erwarten können, daß sie in ihrer Kundgebung ein Wort gefunden hätten, das, wenn auch mit aller Vorsicht, diejenigen beruhigt hätte, die Schells Klagen für nicht so ganz unbegründet hielten, oder wenigstens das lautre Motiv anerkannt hätte, das Schell bewogen hatte, sie vorzubringen. Man fragt sich: Warum so schroff? Vielleicht aus Rücksicht nach oben, weil man besorgt, in Rom der Gemeinschaft mit Schell bezichtigt zu werden? Das würde kein gutes Licht auf die Selbständigkeit deutscher Bischöfe werfen. Doch wohl eher, weil man einen scharfen, schneidigen Ruf zur Subordination für angezeigt hielt. Also muß im bayrischen Klerus der Geist des Mißvergnügens und der Kritik weiter verbreitet sein und tiefer gehen, als wir Protestanten wußten. Denn Alles, was davon in Verteidigung Schells, in Klagen über die Zustände im Freisinger Seminar u. s. w. in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, würde noch nicht erklären, warum man so schweres Geschütz auffahren läßt.

Auch die Lieblingstochter der Kirche, Frankreich, hat schwere Sorgen. Neben den Vorkämpfern des Amerikanismus stehen zum Teil mit ähnlichen Klagen und Forderungen die demokratischen und sozialistischen Abbés. Sie finden, daß die französische Kirche, wie einer ihrer Führer, der Abbé Lemire im Februar 1896 erklärt hat, seit einem Jahrhundert keinen Anteil an den tiefgehenden Bewegungen des modernen Gedankens genommen, daß sie die Sprache der Denker wie die der Massen ganz verlernt habe. Noch empfindlicher war der Austritt zahlreicher Kleriker — es mögen jetzt an die hundert sein. Wenn man ihr Organ, den Chrétien Français liest, erhält man einen starken Eindruck von den Gewissensnöten, die die Priester aus ihrer Kirche herausgeführt haben und sie Anschluß an den Protestantismus suchen ließen. Moderne Gedanken spielen auch hier mit. Man wünscht ein Christentum, das mit der Kultur sich besser verträgt. Man findet in August Sabatiers Religionsphilosophie eine Harmonie zwischen modernem Denken und christlichem Glauben, wie sie auf dem Boden des katholischen Dogmas nicht möglich ist. Aber den Grundton giebt eine starke Sehnsucht nach dem einfachen Evangelium, wie es das Neue Testament bietet, nach einer Religion, die das Gewissen nicht bedrückt, sondern befreit. Die Beobachtung des geistigen und sozialen Lebens der Gegenwart drängt den aufmerksamen Berichterstatter immer wieder dazu, in allen Erscheinungen auf die einfachen Elemente zurückzugehen. Die Kunst der historischen Analyse ist ausgebildet, wie nie zuvor. Der Gedanke der Entwicklung übt einen ungeheuern Einfluß aus. Man arbeitet mit ihm auf allen Gebieten. Man lebt in der Stimmung, die er erzeugt. Man kann ihn nicht ausschließen vom Gebiet der Religion, von der Betrachtung der Geschichte der Kirche, des Dogmas, des Kultus. Er dringt durch alle Ritzen ein, soweit die Luft der modernen Kultur reicht. Wir haben ihn bei Schell, aber auch bei Hecker; bei den Führern der französischen „Entronnenen," aber auch bei Ireland. Und bei den Franzosen kommt ihm die feine ästhetische Empfindung zu Hilfe. Sie erweckt kritische Reflexionen an Punkten, bis zu denen die schwerfälligen Erörterungen der Theoretiker über den Begriff der Entwicklung nicht heranreichen. Es bildet sich eine Art Stilgefühl, ein Instinkt für den Unterschied des Einfachen und des Komplizirten, des Ursprünglichen und des Abgeleiteten in den historischen Erscheinungen. Da muß man auch bemerken, daß das Evangelium Jesu und der Apostel etwas Andres ist, als die Kirche des Sacré cœur.

*) S. Chronik der christlichen Welt Nr. 18, Sp. 172f.

Die ausgetretenen Priester in Frankreich tragen sich mit weitgreifenden Plänen für die Evangelisation in der Kirche, die sie verlassen haben, und manche deutsche Beurteiler teilen ihre Hoffnungen. Nach dem, was bis jetzt geschehen ist, darf man bezweifeln, ob weitere Kreise von dieser Reformbewegung ergriffen werden. Eine Mittellinie zwischen Katholizismus und Protestantismus haben auch die Ausgetretenen nicht finden können. Der „Idealkatholizismus," der ihnen vorschwebte, war doch nur ein Ausdruck dafür, daß sie — und wer wird ihnen das verargen? — sich zuerst wie Exilirte vorkamen, welche das viele Gute, das die Heimat trotz allem bot, nicht vergessen und sich nicht mit einemmal in die ihnen fremde Tradition der hugenottischen Kirche hineinfinden konnten. Aber es ist schon jetzt klar, daß sie immer entschiedner zum einfachen Anschluß an die reformirte Kirche gedrängt werden, wie ja auch schon eine Anzahl im reformirten Pfarrdienst arbeitet. Das ist an sich gut und konsequent, aber es werden dadurch immer mehr die Fäden abgerissen, die sie bis jetzt noch mit zahlreichen gesinnungsverwandten Elementen innerhalb der katholischen Kirche verknüpfen. Ein merkwürdiges und unerwartetes Ereignis bleibt es doch, daß am Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine so große Zahl von Priestern, unter denen zweifellos tüchtige und gebildete Männer sind, in der Kirche der Hugenotten Zuflucht sucht. Es ist seit der Reformation das erstemal, daß sich im katholischen Klerus ganz von selbst, ohne äußern Anstoß, eine stärkere Bewegung zum Protestantismus hinüber geltend macht.

Gleichzeitig in Oesterreich die erste Volksbewegung seit der Reformation, die zum Bruch mit der katholischen Kirche drängt. Gewiß ein Warnungszeichen für Rom, wenn sie auch zunächst noch so bescheiden ist und ihren Ursprung nicht in religiösen, sondern in politischen oder besser nationalen Motiven hat. Daß sie aus einer wirklichen Notlage entsprungen ist, steht fest. Es genügt nicht, zu ihrer Erklärung darauf hinzuweisen, was zweifellos den Anstoß gegeben hat, daß die österreichischen Parteikämpfe dazu geführt haben, die eigentliche klerikale Partei, die katholische Volkspartei, in einen Gegensatz zu den Lebensinteressen des deutschen Stammes zu bringen. Die Gründe der Abneigung gegen die katholische Kirche liegen tiefer. Bei Manchen giebt die Ueberlegung den Ausschlag, daß nicht erst das Jahr 1866, sondern schon früher die Unterdrückung der Reformation in den österreichischen Ländern die Isolirung der Deutschen Oesterreichs verschuldet habe. Man findet, daß dieselben Mächte, die in der Gegenreformation den österreichischen Protestantismus zu Boden warfen, an dem jetzigen Elende die Hauptschuld tragen: die kurzsichtige Politik, die das Interesse Oesterreichs im Gegensatz zu dem Gesamtdeutschlands verfolgte; der Egoismus der verbündeten Feudalen und Klerikalen; der jesuitische Geist, der den deutschen Protestantismus als den größten Feind verfolgte und Alles that, gegen ihn Schranken aufzurichten. Nicht wenige Oesterreicher haben die Empfindung, als ob die erste Erzieherin des Volks, die Kirche, mitschuldig sei, wenn dieser begabte deutsche Volksstamm in Gefahr ist, politisch immer mehr zurückgedrängt zu werden und geistig zu verkümmern.

Es ist überall, in Oesterreich wie in Frankreich verhängnisvoll, wenn der Geist des öffentlichen Lebens durch den Wechsel zwischen den Extremen des Ultramontanismus und des kirchenfeindlichen Liberalismus bestimmt wird. Er wird hin und her geworfen, ohne von der Stelle zu kommen. In beiden Ländern hat augenblicklich die Kraft der liberalen Idee bedeutend nachgelassen. Die großen Ideale der Revolution verlieren in Frankreich zusehends an Ueberzeugungskraft. Der österreichische Liberalismus alten Stils ist fast ganz zersetzt. Es ist eine Strömung da, welche die Religion als für ein gesundes Volksleben unentbehrlich erkennt und sich zu ihr zurückwenden will. Aber Vielen ist der Preis zu hoch, wenn das Christentum nur in einer Form zu haben ist, in der es zu dem modernen Leben, zu dem Geist der

bürgerlichen Freiheit, zum wissenschaftlichen Fortschritt in einem so wenig ausgeglichnen Gegensatz steht.

Mag man noch so nüchtern urteilen: Etwas wie ein Mahnen der Geschichte geht durch alle diese neuern Bewegungen in der katholischen Kirche hindurch. Ein Rauschen, wo vorher Stille war; man weiß nicht, was es noch bringen wird. Auch eine so große historische Erscheinung, wie der Katholizismus, muß sich von der Geschichte an ihre Fehler, an ihre Vergänglichkeit mahnen lassen. Es hat etwas Versöhnendes, daß ein Jahrhundert, das der katholischen Kirche eine in der Geschichte fast unvergleichliche Machtentfaltung gebracht hat, nicht scheidet, ohne an diesem seinem stolzen Werk noch eine leise Kritik zu üben, damit hier die Selbstgewissen sich nicht überheben, dort die Aengstlichen nicht verzagen.

3

Um so begreiflicher ist freilich bei dieser Lage auch die Energie, mit der man in Rom gegen Schell wie gegen den Amerikanismus eingeschritten ist. Es durfte kein Zweifel aufkommen, daß die Kirche sich von dem eingeschlagnen Wege nicht abdrängen lassen wird. Daß ihre Entscheidung konsequent war, in Uebereinstimmung mit ihrem historischen Charakter, wird ihr kein Gegner abstreiten.

In der ganzen Verdrängung eines liberalen und nationalen Katholizismus in unserm Jahrhundert waltet diese Konsequenz. Jede solche Richtung ist zu dem Versuch genötigt, das Autoritätsprinzip in der katholischen Kirche ein wenig einzuschränken zu Gunsten der selbständigen Initiative, sei es des Individuums, sei es des Staates. Es war lehrreich, wie scharf dies bei Schell und im Amerikanismus hervortrat. Nun ist die katholische Kirche hier besonders empfindlich. Mit Recht. Denn ihre Geschichte, zum mindesten in den letzten drei Jahrhunderten, ist von der Tendenz beherrscht, die absolute Autorität der Kirche immer schärfer herauszustellen. Dagegen sind der Protestantismus und der moderne Geist darin verwandt, daß beide zuletzt der Persönlichkeit des Einzelnen ein absolutes Recht einräumen. Dieses wird nicht aufgehoben, sondern nur materiell schärfer bestimmt, wenn der erstere die Abhängigkeit des Gewissens von Gott, der letztere die Verpflichtung des Individuums zum Dienst der über den Einzelnen übergreifenden Mächte, des Staates, der Gesellschaft, der Wissenschaft u. s. w. feststellt. Schon im Interesse der Selbstbehauptung gegen beide läßt die katholische Kirche an ihre Autorität nicht rühren, selbst dann nicht, wenn die stärkere Entfesselung der individuellen Kräfte ihr größere äußere Erfolge oder eine neue innere Selbstentfaltung verheißen würde.

Darum wird jede freiere Bewegung sofort wieder durch dieses Prinzip der absoluten Autorität unterdrückt, das seine Konsequenzen nach allen Seiten hin entwickelt. Mit ihm stößt jeder Reformversuch zusammen, gleichviel an welcher Stelle er einsetzt. Sofort entsteht das Dilemma: mit jenem Prinzip zu brechen, oder auf die Reform zu verzichten. Das heißt aber nichts Andres, als daß jede wirkliche Reform der katholischen Kirche auf den Punkt zurückgehen muß, an dem sich der Protestantismus vom Katholizismus geschieden hat. Alle die schönen Namen wie „Idealkatholizismus" verhüllen nur die Thatsache, daß es im Grunde Nichts giebt, was zwischen Katholizismus und Protestantismus vermitteln würde. Jeder Handel wie der Schells ist eine neue historische Rechtfertigung dafür, daß das protestantische Prinzip sich nur im offnen Bruch mit der katholischen Kirche durchsetzen konnte. Eine höhere Einheit über den Prinzipien, die sich im Wormser Reichstag gegenübertraten, hat noch Niemand entdeckt. Es ist ein bleibender und fundamentaler Unterschied, ob das Individuum in religiösen Dingen zuletzt allein das eigne Gewissen entscheiden läßt, oder ob es verpflichtet ist, wenn ihm Zweifel aufsteigen, wenn es Schäden in der Kirche erkennt und eine Reform für notwendig hält, die Entscheidung der Kirche, dem Gewissen der Kirche zu überlassen. Im letztern Falle hat die Kirche, die Lehrmeisterin der Wahrheit, die Verantwortung. Der einzelne Christ darf sie mahnen, der Gelehrte darf ihr Vorschläge machen: geht sie nicht darauf ein, so ist sein Gewissen entlastet. In ersterm Falle ist der Kirche das Recht bestritten, als die übergeordnete Instanz die Entscheidung an sich zu ziehen.

Daß dieses Dilemma unentrinnbar ist, hat der Fall Schell

aufs neue gezeigt. Indem Schell die Entscheidung in höchster Instanz der Kirche überläßt, ist er ein guter Katholik. Indem der Protestantismus aller Richtungen dieses Verfahren verurteilt, und indem wir alle, so sehr wir die Schuld im System, nicht in der Person finden, schließlich doch geneigt sind, in unserm Urteil auch der Person eine andre Entscheidung zuzumuten und ihr Verhalten zwar aus dem System zu begreifen, sie aber für dieses mit haftbar zu machen, wird aufs neue klar, daß hier ein Gegensatz vorliegt, den eine Geschichte von mehr als dreihundert Jahren nicht aufgehoben hat.

Eine Erkenntnis des tiefen Unterschieds in den Prinzipien schließt ein gerechtes Urteil über die Person und ein versöhnliches, jedem Fanatismus abholdes Verfahren in der Praxis nicht aus. Es war thöricht, wenn nach Schells Unterwerfung Stimmen laut wurden, die der katholischen Wissenschaft die Achtung aufkündigten und das Existenzrecht abstritten. Es wird nach wie vor so bleiben, daß in den wissenschaftlichen Erzeugnissen aus beiden Kirchen die ganze Stufenleiter wissenschaftlichen Wertes und Unwertes durchlaufen wird. Es wird so bleiben, daß es katholische Gelehrte giebt, die nicht bloß über den Stoff, den sie bearbeiten, besser unterrichtet sind, sondern ihm auch freier und verständnisvoller gegenüberstehen, als manche protestantische Theologen. Vor der Beschränktheit, der Unselbständigkeit schützt kein Prinzip, keine Kirche, keine theologische Schule. Die Wissenschaft hat um ihre Würde, um ihr Recht zu kämpfen, dort und hier. Die wissenschaftlichen Arbeiter aus beiden Kirchen, denen es um die Sache zu thun ist, verbindet ein starkes Band der Achtung. Auch der Fall Schell wird es nicht zerreißen. Denn in der Wissenschaft sind wir Alle erst Suchende, Keiner hat die Wahrheit ganz erraten. Das setzt eine andre Stimmung und Schulung voraus, als sie der reine Kirchenmann hat, ob er Protestant oder Katholik ist. Daher die Konflikte zwischen Theologie und Kirche auf beiden Seiten. Es streifte nahe an Pharisäismus, wenn manche Protestanten bei ihren Betrachtungen über Schell ganz zu vergessen schienen, daß das Verhältnis zwischen freiem wissenschaftlichem Fortschritt und kirchlicher Autorität in den protestantischen Kirchen der Gegenwart keineswegs zu allgemeiner Zufriedenheit geordnet ist. Wie kann man über Schell ganz vergessen, was uns Protestanten in den letzten Jahren bewegt hat! Wenn das Ende des Jahrhunderts der katholischen deutschen Wissenschaft diesen schweren Schlag gebracht hat, so hat es auch die protestantischen Fakultäten mit offenkundigen und verdeckten Maßregelungen beglückt. Im Vergleich mit manchen Verdächtigungen gelehrter Arbeit auf protestantischer Seite ist der Index noch nicht einmal die schlimmste Einrichtung. Wenn die Aengstlichkeit gegenüber der Wissenschaft berechtigt ist, auf die man bei uns nicht selten trifft, so sind Vorsichtsmaßregeln nur konsequent. Umgekehrt wird jeder liberal gerichtete Protestant zugeben, daß ihm die thätige Mitwirkung an kirchlichen Aufgaben oft nur durch Kompromisse möglich ist, nur dadurch, daß er um der Andern willen auf Vorstellungen eingeht, die ihre buchstäbliche Wahrheit für ihn verloren haben. Die Schwierigkeiten, die daraus entstehen, zeigen am besten, daß das Problem auch bei uns nicht glatt gelöst ist. Das läßt uns auch über Schell milder urteilen. Es ist möglich, daß einem künftigen Historiker die üble Behandlung katholischer Professoren mit dem Kampf gegen die protestantischen Fakultäten etwas näher zusammenrückt, als uns jetzt Lebenden. Wer will sagen, ob er nicht zu dem Urteil kommen wird, daß da und dort ähnliche Kräfte miteinander ringen? In der Wissenschaft liegt, wo sie recht betrieben wird, eine Kraft der Befreiung und Erhebung. Darum wird auch in der katholischen Kirche trotz dem hochgespannten Autoritätsprinzip nie der Antrieb fehlen, neue Bahnen der Erkenntnis einzuschlagen und der kirchlichen Praxis die Anregung zur Vergeistigung und Vertiefung der Religion zu geben. Der Katholizismus kann nicht darauf verzichten, in der Welt, die er erobern will, seine Wahrheit mit geistigen Mitteln zu erweisen. Darum muß er immer auf die Gedanken eingehen, die diese Welt bewegen. Diesen Ausgangspunkt Schells hat auch die Polemik seiner Gegner, auch das Urteil der Kirche nicht verrückt. Deshalb werden ihr ähnliche Konflikte auch fernerhin nicht erspart bleiben. Solche Mahnungen pflegen, wenn sie auch noch so kräftig ausfallen,

nur eine Zeit lang zu wirken. Umgekehrt wird auch das protestantische Kirchentum nicht so leicht darauf verzichten, etwas von Lehrautorität geltend zu machen und eine gewisse Gegenwirkung gegen die schrankenlos sich entwickelnde theologische Wissenschaft zu versuchen. Auch hier werden nach wie vor Konflikte entstehen, und sie werden schmerzhaft und peinlich genug sein auch ohne Index und Bischofskonferenzen.

Freilich — das Prinzip des Fortschritts wird trotz allem auf der protestantischen Seite ungehemmter zur Geltung kommen. Es wäre undankbar, wenn wir als Protestanten nicht mit dieser Zuversicht von der Betrachtung des Falls Schell scheiden würden. Unter Kämpfen geht jede Entfaltung neuer Gedanken vor sich, aber die Geschichte seit der Reformation hat bewiesen, daß der Protestantismus auf seinem Boden neue Formen der religiösen, der theologischen und der kirchlichen Entwicklung zum Gedeihen bringen kann. Er ist noch nicht erschöpft, er steht in Vielem erst in den Anfängen einer Bahn, die in unendliche Weiten weist. Er giebt uns keine Zauberformel, das Verhältnis zwischen Christentum und moderner Kultur mit einemmale für die ganze christliche Gesellschaft zu regeln. Aber er giebt uns den Mut und die Anleitung, in jedem Widerspruch zwischen beiden nur den Hinweis auf eine noch künftige vollkommenere Form des christlichen Lebens zu finden, in jedem Konflikt zwischen kirchlicher Ueberlieferung und wissenschaftlicher Erkenntnis nur die Aufforderung, zu einem ganz wahrhaftigen, weil ganz persönlichen Christentum hindurchzudringen.

Wir verstehen die Wärme, mit der Schell den Katholizismus als Prinzip des Fortschritts feiert. Wenn es einen Fortschritt in der Geschichte der Menschheit giebt, so kann die Religion sich nicht mit der Rolle begnügen, zuzuhören, zu kritisiren, von ferne nachzufolgen. Sie muß das Geheimnis seiner Kraft sein. Darum glauben wir, ähnlich wie Schell, daß jeder Fortschritt, der die Menschheit im Großen weiter bringt, zuletzt als eine Entfaltung des Christentums erscheinen wird, aber im Unterschied von Schell glauben wir: er wird zugleich innerhalb der Tragweite des protestantischen Prinzips liegen. Dazu giebt uns die Wahrnehmung ein Recht, daß die freie Entwicklung der Wissenschaft, die auch nach Schell die erste Trägerin des Fortschritts ist, in der katholischen Kirche grundsätzlich der auf Autorität sich stützenden kirchlichen Gewalt untergeordnet, im Protestantismus übergeordnet ist. Für uns ist die absolute Wahrheit nicht in dem Sinne in der Vergangenheit beschlossen wie für den Katholizismus. Indem der Protestantismus mit dem Glauben bricht, daß die Kirche die Wahrheit des sich im Wesentlichen stets gleichen Dogmas gewährleistet, hat er sich den Weg eröffnet, auf dem ein Fortschritt möglich ist, dessen Ende wir nicht absehen. Der Protestantismus ist für uns das Prinzip des Fortschritts, weil er die Autorität der Kirche grundsätzlich so weit eingeschränkt hat, daß jede einzelne Stufe der christlichen Erkenntnis ihre Fortführung und Ergänzung in einer höhern fordert. Es ist alsdann nicht leicht, den Zusammenhang mit der Vergangenheit zu wahren und diejenige Verbindung und Verständigung unter den Christen aufrecht zu erhalten, ohne welche die Religion keine soziale Macht mehr wäre. Aber die Größe der Aufgabe und der Ernst der Verpflichtung kann uns daran nicht irre machen, daß dieser Weg der richtige ist, der die Entscheidung in das persönliche Leben verlegt und der Freiheit vertraut. Den anderen Weg können wir nicht gehen, so viele Vorzüge er auch bietet. Der Preis wäre zu teuer. Einen Mittelweg aber giebt es nicht. Davon hat uns der Fall Schell aufs neue überzeugt.

Alfred Hegler

Zum Streit über die Stellung der Frau

So weit wir die Geschichte verfolgen können, drängt sich uns die Wahrnehmung auf, daß die Stellung des Mannes sowohl wie der Frau sich zugleich mit den Verhältnissen, der klimatischen und geographischen Lage und mit der jezeitigen Kulturentwicklung umgebildet hat. Nicht die Naturanlagen der beiden Geschlechter haben sich verrückt oder geändert. Diese sind bei aller Uebereinstimmung im allgemein Menschlichen so

scharf geschieden, in ihrer Eigenart so stark hervortretend, daß kaum ein Zweifel über die jedem Geschlechte zukommende Besonderheit herrschen kann. Wohl aber schufen veränderte Verhältnisse, Umstände, Kulturfortschritte eine veränderte Lebensstellung der Geschlechter.

Unter diesem Gesichtspunkte kann man auch von den Forderungen der Frauen für ihre Stellung in unsrer Zeit durchaus nicht als von etwas Neuem reden. Denn zu allen Zeiten hat es in gewissem Sinne eine Frauenfrage gegeben. Die Natur der Frau hat sich nicht verändert, sondern die Verhältnisse, in denen sie lebte, änderten sich. Und den Verhältnissen entsprechend entwickelt sich auch ihr Charakter in andrer Richtung als früher, trotzdem daß seine Grundbedingungen immer dieselben bleiben müssen, den ewigen, unwandelbaren Naturgesetzen gemäß.

Daß es von einer Stufe der Entwicklung bis zur andern Uebergangsstadien geben muß, liegt auf der Hand. In einem solchen Uebergangsstadium befinden wir uns an der Neige unsers Jahrhunderts. Die Umwandlungen, besonders auf wirtschaftlichem Gebiet, sind so verblüffend schnell vor sich gegangen wie die wechselnden Szenerien einer modernen Oper. Ehe mans bedacht, war Alles verschoben, sodaß wir außer stande gewesen sind, uns mit derselben Geschwindigkeit der veränderten Lage einzufügen. Es hat daher zu keiner Zeit so viele Personen gegeben, die, gegenüber den Modernen, rasch Vorwärtsstürmenden, am Alten, Hergebrachten festhalten wie heute. Und wiederum, nie ist von den Modernen mit solcher Leidenschaft, so herausfordernd, so derbrealistisch das Moderne uns nach jeder Richtung hin aufgedrängt worden wie heute.

Da die neu geschaffnen Kräfte der Maschine vor allem tief in das wirtschaftliche Leben eingreifen, das von jeher die Domäne der Frau war, so ist die Frau am stärksten von den Umwälzungen in der jetzigen Lebenshaltung betroffen. Ihrer Thätigkeit wird weithin der Boden entzogen. Die Mittel zur Führung des Hausstandes sind vereinfacht, und sie sieht sich genötigt, für ihre frei gewordne Zeit und Kraft nach anderweitiger Arbeit Umschau zu halten. Die Frau fängt an, mehr wie früher die Bedeutung einer wissenschaftlichen Ausbildung zu schätzen. Nicht daß die eine vor der andern Thätigkeit einen Vorzug verdiente, oder die Würde der Frau an sich dadurch gehoben werden könnte — es ist nur eine Thatsache, die sich aus den Zeitumständen heraus ergeben hat.

Die Veranlassung zu der seit einem halben Jahrhundert etwa entstandnen sogenannten Frauenfrage ist also mehr eine äußere als eine innere. Die Frage ist die: Wie füllt die Frau die durch die Umwandlungen der wirtschaftlichen Verhältnisse für sie frei gewordne Zeit, wie ihre frei gewordne Kraft in einer ihrer Natur und ihrem Charakter entsprechenden Weise aus? Diese Frage verlangt dringend eine Beantwortung. Und sie wird Antwort finden; denn die Verhältnisse sind mächtiger als die Tradition, die sich gegen jede Neuerung stemmt.

Deshalb wäre es vielleicht eine gesundere Form für diese Bewegung, wenn man sie ruhig sich aus sich selbst heraus entwickeln ließe und nicht soviel äußere Mittel zu ihrer Förderung aufwendete. Die durch die Verhältnisse gebieterisch geforderten Veränderungen in der Stellung der Frau haben sich bisher immer ruhig und selbstverständlich vollzogen — man denke an die ungeheuern Wechsel, die in der Art ihrer Lebenslage stattgefunden haben seit der griechischen, der römischen Zeit, seit dem Mittelalter und den letztvergangenen Jahrhunderten —, nie ist für die Stellung der Frau agitirt worden. Es scheint uns das ihrer Würde auch angemessener.

Doch das nicht allein. Wenn man gewissermaßen einen Zwang ausüben will auf die Verhältnisse, wenn man im Frühling zur Blüte treiben will, was erst dem Sommer gebührt, wenn die Wünsche und Forderungen zu hoch gespannt werden, und der Blick für das, was zeitgemäß ist, verdunkelt, so ruft man den Widerstand, die Abneigung selbst derer wach, die gern das notwendige Neue mit fördern würden. Freilich gehört ein feiner Takt dazu, die zeitgemäßen Forderungen von denen, die über unsre Zeit hinausgehen, zu unterscheiden. Wir glauben jedoch nicht zu irren, wenn wir behaupten: das, was sich natürlich und selbstverständlich in der Stellung der Frau

Bahn bricht, ist zeitgemäß; das, wogegen sich die Masse, eingeschlossen die Besonnenen und Maßvollen, auflehnt, ist nicht zeitgemäß.

Es giebt Dinge, die Stellung der Frau betreffend, über die man mit allen verständigen Leuten beiderlei Geschlechts kein Wort mehr verliert, weil sie selbstverständlich sind: die Gleichberechtigung der Geschlechter, die Anerkennung des Wertes der Frau als dem des Mannes völlig gleich, die Notwendigkeit einer ebenbürtigen Bildung von Eheleuten, die Notwendigkeit der Eröffnung neuer Gebiete der Thätigkeit für die im Hause teilweise frei gewordne Zeit und Kraft der Frau, das Zugeständnis, daß der sittlichen Ehre der Frau derselbe Schutz gewährt werden muß, wie der des Mannes und Andres mehr.*)

Daß die genannten Dinge heute als selbstverständlich gelten, ist nicht so sehr der Agitation, den Kongressen, den öffentlichen Versammlungen zu verdanken, als vielmehr der unwiderstehlichen Macht der sozialen Entwicklung. Es ist unser lebhafter Wunsch, daß ein gerecht wägender Sinn auch einmal von dieser Seite die Frage über die heutige Stellung der Frau betrachten möchte.

Je unmöglicher es ist, in unserm Uebergangsstadium feste, für alle Zeiten giltige Regeln für die Stellung der Frau zu geben, je mehr unser Arbeiten auf diesem Gebiet ein unsicheres Tasten ist, das hundert Mal fehlgreift, desto mehr sollte man sich hüten, durch Reden über das, was der Frau zusteht, was sie für Rechte hat, was für Ansprüche sie machen muß, erzwingen zu wollen, was die Zeit allein gewähren kann. Die vielen, vielen Unberufnen, die zum Teil aus Unkenntnis, zum Teil aus Ueberspanntheit, zum Teil aus persönlicher Eitelkeit und dem Geizen nach öffentlicher Anerkennung dieser Sache im Uebermaße Feder und Stimme leihen, richten unberechenbaren Schaden an und treiben zurück, was die Zeit gefördert hätte, wenn man mehr Geduld beweisen wollte.

Um Einzelheiten anzuführen: vollkommne Gleichstellung von Mann und Frau zu fordern, ist ein Fehler; denn sie ist unmöglich. Die Frau kann und soll nicht aufhören, Frau zu sein. Sie ist allerdings nicht minderwertig dem Mann gegenüber, aber sie ist und bleibt anders geartet als der Mann. Mann und Frau stehen in einem Ergänzungs-, nicht aber in einem Gleichheitsverhältnis. Die Frau braucht den Mann, der Mann braucht die Frau. Wer das nicht zugeben will, thut es mit Verleugnung der natürlichen Bestimmung der Geschlechter.

Ferner fordert man gleiche Bildung von Mann und Frau mit einer Leidenschaft, mit einer Dringlichkeit, die peinlich wirkt. Gewiß sollen die der Frau eigentümlichen Anlagen ausgebildet werden so gut wie die des Mannes, aber die Anlagen der Frau decken sich keineswegs überall mit denen des Mannes. Die Frau hat Anlagen, die der Mann nicht besitzt. Wiederum sind dem Manne Anlagen eigentümlich, die der Frau fehlen. Die Verschiedenheit ihrer Bestimmung erfordert für Beide in der Regel verschiedne Bildungs*ziele* und dementsprechend auch, wenn die Verhältnisse es irgend gestatten, verschiedne Bildungs*wege*. Der Fanatismus, womit gleiche Bildung mit dem Manne verlangt wird, ist daher unverständig.

Gewiß giebt es Frauen, für die es angezeigt ist, daß sie denselben Bildungsgang durchlaufen wie die Männer. Ist doch *jede* Bildung einer Frau in irgend einem Fache nützlicher und fruchtbringender als das unbefriedigende, traurige Zeitvergeuden so vieler unsers Geschlechts. Aber die ungleich größere Zahl der Frauen wird mehr leisten in den ihren Anlagen und ihrer Bestimmung näher liegenden Berufsarten, als auf den den Männern eigentümlichen Gebieten. Selbst eine weit über das Mittelmaß der Männer hinaus für Mathematik begabte Sonja Kowanevska erlag in der Blüte ihrer Jahre, weil ihr Organismus versagte, und weil ihr die akademischen Vorlesungen je mehr und mehr zu einer Arbeit wurden, die sie mit Abneigung und Widerwillen that. Wenn die Frauenrechtlerinnen radikaler Richtung mit Vorliebe betonen, daß die Eigenart der Frau, die sich nie

*) Ich finde gar nicht, daß diese großen Güter schon von allen „verständigen" Leuten der Frau gegönnt wären. Man kann ja freilich den Kreis der „verständigen Leute" so eng fassen, als man will. D H

habe ausleben können, nun endlich zu ihrem Recht kommen müsse, zugleich aber hartnäckig darauf bestehn, daß die Frau dem Manne durchaus gleich sei, daß sie genau dasselbe leisten könne wie er und deshalb ebenso ausgebildet werden müsse wie er, so liegt darin offenbar ein Widerspruch. Die Eigenart der Frau fordert vielmehr die gleiche Berücksichtigung bei ihrem Bildungsgange wie die des Mannes bei dem seinigen.

Ein Weiteres: bis zum Ueberdruß wird immer aufs neue die häusliche Thätigkeit geringgewertet im Vergleich zum Studium. Ein großes Unrecht. Nicht allein müssen diese Dinge geschehen, sondern ihr Wert und ihr Nutzen ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Da das Haus, die Familie die Grundlage des Staates bildet, so ist Alles, was im Hause geschieht, eine Vorschule für das öffentliche Leben. Groß und Klein lernt an der Frau den Wert und die Bedeutung des Dienens. Wie sie im Hause dem Einzelnen dient, so sollen die, die später ins Leben hinaustreten, der Allgemeinheit dienen. Und wenn die Frau die Mitglieder ihres Hausstandes dies Eine gelehrt hat, so hat sie eine That gethan. Je intelligenter und durchgebildeter eine Frau ist, mit desto größerm Geschick, Geschmack und mit desto größerer Sparsamkeit wird sie dem Hausstande vorstehen. Sie wird die Fortschritte der Technik für Küche und Zimmer benutzen, um Zeit, Arbeitskraft und Material zu sparen. Ihr Geist ist in hohem Grade bei den häuslichen Beschäftigungen thätig, und nicht ein halbes Dutzend Dienstboten können annähernd eine kluge und begabte Hausfrau ersetzen. Im Vergleich zu der geisttötenden Büreau- und Korrekturarbeit, die jeder hohe, höhere und höchste Beamtenberuf mit sich bringt, und die den Mann zur Maschine erniedrigt, ist *jede*, auch noch so mechanische häusliche Arbeit der Frau eine Erholung.

Hier müssen wir noch der armen Hausfrau, die „den ganzen Tag das Staubtuch in der Hand hat," gedenken. Dieses unterdrückte, im höchsten Grade bedauernswürdige Wesen kehrt regelmäßig bei allen Frauenrechtlerinnen wieder. Wir haben es durch die Beschäftigung des Abstäubens niemals weder erniedrigt noch bedauernswert gefunden. Einmal stäuben gebildete, intelligente Frauen viel sorgsamer und vor allem bedeutend schneller ab als ein Dienstbote — statt eines „ganzen Tages" haben sie das Staubtuch eine Stunde in der Hand —; zweitens ist das Abstäuben eine gute Gelegenheit, bis in die verborgensten Winkel eines Raumes zu spähen, und drittens ist es durchaus nicht einerlei, ob ein Dienstbote oder die Hausfrau auf dem Schreibtisch des Mannes und der Frau oder an andern Orten kramt. Die staubwischende Frau, die dem Hause den unverkennbaren Stempel der Ordnung, der Gemütlichkeit und des feinen Empfindens aufprägt, steht sehr hoch da, und wir hoffen, sie stäubt unbeirrt weiter ab — so lange, bis auch hier eine Maschine sie ersetzt!

Zuletzt noch dies: es wird von den Frauenrechtlerinnen — und daher der Name — mit einer peinlichen Einseitigkeit immer wieder die Erfüllung der Rechte, der der Frau vorenthaltnen Rechte betont, und unwillkürlich fragt man sich: Ja, ist denn das die Hauptsache? Findet die Frau Glück und Befriedigung ihres Daseins, wenn sie die ihr gebührenden Rechte erhält? Wohl pflegt man zu sagen: Jeder, der geboren ist, hat das Recht der Existenz. Dies Wort ist der materiellen Not entsprungen. Der Mensch, ohne persönliche Entscheidung in die Welt gesetzt, verlangt von dieser nun die Mittel, die seine unfreiwillige Existenz bedingt. Vom sittlichen Standpunkt aus wird aber der Mensch vor allem mit *Pflichten* geboren. Die Erfüllung der Pflichten erst erhebt ihn zu einem sittlich höhern Wesen in der Welt. Nicht genügt es, daß die Fähigkeiten der Frau nach den ihr eigentümlichen Anlagen entwickelt werden, sondern sie soll ihre Gaben mit dem Bewußtsein der Pflicht in einem für das Wohl des Nächsten thätigen Leben nutzbar machen. Ein Wirkungskreis, in dem sie eine pflichtbewußte und darum segensreiche Thätigkeit bewähren kann, wird ihr eine ungleich höhere Befriedigung schaffen als die ganze Fülle sogenannter Rechte. Erfüllung der Pflichten ist die Aeußerung des sittlichen Charakters, und dieser steht höher als die natürliche Eigenart.

Gewiß giebt es Frauen, deren Individualität nicht genug geschätzt und gefördert wird. Männer aber auch. Es giebt

Ehen, in denen die Frau eine dem Manne unebenbürtige Bildung hat, in denen die Gattin zum Gatten in einem unterdrückten Verhältnis steht und die oft gerügte „zweite Stufe" einnimmt. Es ist aber auch oft umgekehrt. Wohl kann sich wegen widriger Geschicke die Eigenart der Frau oft nicht entwickeln. Männern geht es oft genug ebenso. Freilich kann eine Frau sich selten ausleben, ihre Freiheit nicht so unbeschränkt genießen, wie sie wünschte. Der Mann kann es auch nicht. Der Vergleich läßt sich immer weiter führen.

Die Lage der Frau ist heute keine so ungünstige, wie oft behauptet wird. Eine Durchschnittsfrau von Charakter und Intelligenz findet auch heute einen weiten Wirkungskreis, sobald sie ihn sucht. Sie muß ihn nur an rechter Stelle suchen. Je mehr sie mit feinem Takt und raschem Verständnis sich den Zeitläuften anpaßt, je mehr wird sie an Wert gewinnen, je schneller wird sie eine sie in vollem Maße befriedigende Arbeit finden. Sie wird unter dem sich Darbietenden geschickt das herausgreifen, was zugleich ihrer Persönlichkeit und ihren Verhältnissen entspricht, und es sich nutzbar machen. Sie wird dabei nicht versuchen, den Männern nachzuahmen, sondern eigne, selbstgeschaffne und ihr angepaßte Bahnen gehen. Sie wird darauf verzichten, es den Männern gleich thun zu wollen. Die Macht der Geschlechtsverschiedenheit untersagt dem Durchschnitt das, was nur den Ausnahmen zukommt. Sie wird nicht mehr die Befriedigung ihres Ehrgeizes auf der Rednertribüne suchen, nicht mehr sich in beißenden, spöttischen und ihre Sache schädigenden Worten über den kurzsichtigen und thörichten Mann ergehn. Sondern tüchtig, thatkräftig, klardenkend, wie sie ist, wird sie ihren Weg finden ohne allen äußern Apparat.

Es sind der Gebiete viele und mannigfaltige, dazu das weibliche Geschlecht berufen ist. Und gehen diese auch oft, wie es nicht anders sein kann, in die Gebiete des Mannes über — die Konkurrenz wird sich von selbst regeln. Unsre Aufgabe ist es, immer mehr Gebiete zu finden, auf denen wir unsre Eigenart bethätigen, unsre Zeit und Kraft anwenden können. Wir sind nicht Männer. Wir sind nicht mehr als die Männer. Aber wir sind die Ergänzung der Männer und sie die unsrige. Das ist die rechte Gleichheit und Gleichstellung der Geschlechter. Das ist die Stellung, die der Würde und dem Werte der Frau entspricht.*) Marie Trommershausen

*) Ein Bericht über den evangelischen Frauentag in Kassel folgt in nächster Nummer. D H

Oedipus oder das Rätsel des Lebens

Von Gertrud Prellwitz

Tragödie in fünf Akten. Freiburg, Friedrich Ernst Fehsenfeld, 1898

1

Der Verfasser der folgenden Besprechung — es sei erlaubt, mit diesem Persönlichen zu beginnen — ist kein Kunstkritiker, und obwohl von Jugend auf in der Welt der Dichter lebend und nicht ungeübt in der Betrachtung ihrer Werke, andrerseits freilich nicht gerade Liebhaber und Kenner der Litteratur der Modernsten, hätte er selber kaum geglaubt, er würde je ein modernes Drama öffentlich besprechen. Wenn hier nun trotzdem eine Ausnahme gemacht wird, so geschieht es wegen des besonders tiefen Eindrucks, den dies Drama auf ihn gemacht hat. Diese Dichtung hat mich so tief ergriffen wie seit langer Zeit kein Dichtwerk mehr; und so oft ich zu diesem Drama zurückkehre, empfinde ich dieselbe Wirkung. So ist es mir eine Pflicht geworden, diese Erfahrungen nicht zu verbergen, sondern sie gerade in diesem Kreise, unter den Lesern der Christlichen Welt auszusprechen; wird doch das Drama gerade in diesem Kreise auf Leser und Freunde rechnen dürfen.

Das Drama behandelt die wohlbekannte altgriechische Fabel von Oedipus: Oedipus, Sohn des Laios, Königs von Theben, und der Jokaste, als Kind von seinem Vater eines Orakels wegen auf dem Kithäron ausgesetzt, aber gerettet und von Polybos, König von Korinth, erzogen, zieht von hier aus, als

ihm einmal seine dunkle Geburt vorgeworfen wird. Auf dem Wege nach Theben trifft er auf schmalem Pfade seinen Vater Laios, der zum Orakel nach Delphi will, und tötet ihn im Zorn, als der König und seine Diener ihn aus dem Wege drängen wollen; nur einer der Diener entflieht. Die Sage erzählt weiter, wie Theben von der Sphinx bedrängt wurde, einem Ungeheuer, das, vor Theben lagernd, jedem Vorübergehenden das Rätsel vom menschlichen Leben aufgab: was ist am Morgen vierfüßig, am Mittag zweifüßig, am Abend dreifüßig? Sie tötet Jeden, der das Rätsel nicht löst. Um von dieser Plage errettet zu werden, haben die Thebaner dem, der es lösen wird, die Krone und die Hand der Königin zugesagt. Oedipus aber errät das Rätsel — die Sphinx stürzt sich darauf selbst in den Abgrund — und empfängt den versprochnen Preis. So ist er der Mörder seines Vaters geworden und der Gemahl seiner Mutter! Die Fortsetzung erzählt dann, wie Oedipus nach langer glücklicher Regierung seinen Frevel entdeckt; darauf blendet er sich selbst, Jokaste erhängt sich. Für diese schreckliche Sage aus der alten Zeit hat der große griechische Tragödiendichter einen versöhnenden Schluß gefunden: nach langem Leben in der Verbannung findet Oedipus endlich im Gebiet der Athener den Tod und die Ruhe.

Es wäre vielleicht von vornherein nicht leicht zu sagen, wie ein solcher alter schauerlicher Stoff, in dessen Mittelpunkt die widernatürlichen, wenn auch unwissenden Frevel des Oedipus stehen, eine moderne, zart und tief empfindende Dichternatur anziehen könnte. Aber das Drama selbst zeigt deutlich, daß es das Rätsel vom menschlichen Leben gewesen ist, was den Stoff dem modernen Empfinden erträglich gemacht und die Phantasie des Dichters angelockt hat. Dies Thema steht im Drama im Mittelpunkt, wie es der Nebentitel auch ausdrücklich sagt. Freilich ist es nicht mehr das alte naive Rätsel, das uns nur als ein Rätsel für Kinder erscheint. Sondern dies Rätsel ist das moderne Rätsel vom Leben, das uns Allen, ach! so vertraut ist, „das dunkle Rätsel der Welt, gelitten hat es Jeder, gelöst hat es Keiner": das Rätsel von der Bedeutung des menschlichen Lebens: „strebend zur Sonne, sinkend in Nacht — wozu ward der Mensch?" Herrscht wirklich über den Menschenkindern ein gütiger Gott, der sie zu seligen Zielen führt, oder waltet über der Welt ein grausames Schicksal, das den Starken stürzen läßt, den Freudigen fallen? Hat das Böse oder das Gute die Macht in der Welt? Um dies Rätsel zu stellen und seine Lösung zu zeigen, ist das Drama geschrieben worden.

Die Dichterin hat, um diese abstrakten Fragen anschaulich und eindrucksvoll — wie es dem Drama zukommt — behandeln zu können, ihnen eine mythologische Form verliehen, eine Form, die durch den antiken Stoff nahegelegt war. Es sind die gewaltigen weltbeherrschenden Kontraste von Nacht und Licht, die den Helden des Dramas in der Religion, die es voraussetzt, auf die Seele geworfen sind. In der ganzen Welt kämpft täglich Nacht und Licht: alles Lebendige liebt das Licht, alle Wesen schauern vor der Finsternis. Und so streitet Nacht und Licht auch um die Menschenbrust. Alles, was der Mensch als heilvoll empfindet, als freundlich und selig, wonach das Menschenherz sich sehnt, Freude und Jauchzen, doch das heilige Ziel, nach dem sich Menschenwille streckt, das ist Licht. Aber das Grauenvolle, Dunkle, worunter das Menschenherz erbebt, Trauer und Gram und Verzweiflung, auch der Frevel, von dem der Mensch sich schauernd wendet, das ist das Reich der Nacht. Der Zweifel, die bange Frage, das ungelöste Rätsel kommt aus der Nacht, die selige Lösung aber kommt vom Gott des Lichts. Aus dunkeln Tiefen ist sie hervorgekommen, die furchtbare Sphinx, die Tochter der Nacht. Im schaurigen Kithäron gähnt eine grundlose, gliederzerschmetternde Kluft; da ist ihre Heimat.

An die Pforte war ich gekommen der Weltnacht [so erzählt Laios, der als Erster das Rätsel gelöst hat], wo sie heraufsteigt, die zitternde Welt zu füllen mit ihrem Schrecken! — wo sie in den finstern Tiefen webt das Entsetzen und das Grauen, und die dunkeln Rätsel, vor denen der Mensch vergeht, wenn er sie hört — und ich lauschte.

Es stieg ein Tönen herauf — dunkel, rätselvoll schaurig, unermeßlich traurig, — daß mein Gebein zu schmelzen begann. — —

Und wie es tönte und tönte, — es klang wie Klage zerstäubter

Sterne, wie Weinen der Welt um ihr sterbendes Glück, — daß meine Seele mit schrillem Schrei zerreißen wollte, aber ich hielt mich, all mein bebendes Gebein lauschte. — —

Und zu Worten ward mir das grausige Tönen, — das Rätsel der Nacht, da vernahm ichs.

Damals stieg die Sphinx hervor aus der Tiefe und liegt seitdem mit dem bannenden Blick vor dem Thore des Sonnengottes. Sie ist ein Weib „von wunderschönem, lockendem Antlitz, und es bannt der tiefe dunkle Blick den, der sie schaut, sodaß er nimmer vorüber kann. Doch sie raunt ihm ein banges Rätsel, und löst ers nicht, so faßt sie ihn gräßlich mit tierischen Klauen und stürzt ihn hinab in die Tiefe.“ Freilich, nur den Mutigen, Fröhlichen vermag sie zu bannen!

Wer zagend vorüberschleicht an der Dunkeln, und wagt nicht aufzuschauen, und zittert, wie er sein Leben erhalte, den kann sie nicht bannen.

So sinkt alle freudige Jugend dahin.

Ein Volk von behutsam Sorgenden, vorsichtig Wägenden, ein Volk von Greisen ist Theben geworden. —

Warum aber gehen nicht hin die eisernen Krieger, die furchtbar sproßten aus Kadmos' Drachensaat, — — was gehen sie nicht hin und stürzen die Sphinx? Armesmacht erlahmt vor ihrem Blick.

Und wie lautet es, das grausige Rätsel?

Jedem klingt es anders. Doch ist es immer dasselbe schicksalvolle Rätsel, — das Rätsel der Nacht.

Denn nur der kennt es, der es in seinem eignen Leben selbst erfahren hat.

2

Die beiden Hauptpersonen des Dramas, Vater und Sohn, Laios und Oedipus, erleben beide in ihrer Art dies Rätsel. In Laios ist das finstre Grübeln über das unheimliche Rätsel verkörpert, in Oedipus die lichte Lösung. Einst ist auch Laios ein strahlender Held gewesen wie der lichte Tag; ringsum beugten sich die Völker vor ihm. Das schönste Griechenweib ist ihm, dem Landfremden, durch Waffengewalt zu eigen geworden. Mit Jauchzen füllte sie, die sonnige Griechin, seine Halle; und den blühenden Sohn legte sie ihm auf die Kniee. Aber das Jauchzen ist lange verstummt. Denn so im Uebermaß des Glücks hat er sich unterwunden, die Nacht zu zwingen, vor der sich ängstlich alles Leben verkriecht, und dann zu werden wie der lichte Gott! Die Nacht aber hat ihm aus der Schlucht des Kithäron das grausige Rätsel heraufgeschickt. Dies Rätsel ertönt ihm in der Sprache seines Lebens: er fühlt das Schicksal seines Geschlechts:

Das Schicksal alle der Kadmoskinder, die so herrlich gestiegen und furchtbar gestürzt:

Die Starken stürzen, die Freudigen fallen,
Menschenglück ist der Weg zur Qual.
Strebend zur Sonne, sinkend in Nacht —
wozu ward der Mensch?

Dies Rätsel verzehrt ihm von nun an seine Seele. Einem dunkeln Spruche folgend, der aus der Schlucht emportönte, hat er in schrecklichem Mißverstehen „sein Liebstes der Nacht geopfert“ und seinen Sohn, den jungen Oedipus, dort unten ausgesetzt. Seitdem verfolgt ihn der furchtbare Ton, „wie das Jauchzen des fröhlichen Kindes brach in Schmerzensschrei.“ Sechzehn Jahre sucht er seitdem die Lösung, „er sinnt und sinnt und zergrübelt seine stolze Kraft“ und findet sie nicht. Denn alles Grübeln und Sinnen löst das Rätsel der Welt nimmermehr. Vertrauen zu den Göttern, die ihm etwa die Lösung schenken könnten, hat der Eigenwillige, Selbstherrliche niemals gekannt. Vielmehr die Lösung, die er kommen sieht, grauenvoll, aus der Nacht, das ist, „daß das dunkle Schicksal fluchvoll waltet über Menschen und Göttern!“ — Derselbe Jammer aber herrscht die Jahre hindurch in der Stadt: aller Jubel ist verstummt, alle Kraft ist gebrochen, die Sphinx mit dem bannenden Blick und dem Rätselwort hat alle fröhliche Jugend gestürzt. Nur zu Einem hat sich König Laios nicht entschlossen: den lichten Gott zu fragen; er will ja selber das Rätsel lösen und sein wie der Gott! — Soweit die innern Erlebnisse des Laios, die vor dem Stücke liegen. Die eigentliche That des Laios im Stück ist, daß er das wahre Opfer bringt, daß er wirklich „sein Liebstes opfert,“ daß er seinen Stolz überwindet und sich auf den Weg macht nach Delphi, zum Orakel des Gottes. Auf diesem Wege, an der schauerlichen

Stätte der Nacht, wird er von Oedipus erschlagen. Aber vorher erlebt auch Laios seine Stunde; dies reiche Leben soll nicht im Jammer dahingehen: aus der Schlucht der Nacht ertönt ihm, als er vorüberziehend lauscht, ein neuer Ton:

Durch das bittre Weinen jauchzt es wie Glück, — durch das lange Suchen wie Finden, — durch die irrende Oede klingt Heimatruf, — durch das Dunkel bricht das Licht, — Phöbus Apollo, wohnst du in der Gruft? — Hörst du es hallen in der Höhe? Hörst du es tönen in der Tiefe? Es löst sich der dunkle Schmerz — es brechen glanzvolle Tiefen mir auf, der klingende Glanz hebt sich aufwärts, zu küssen den klingenden Glanz in der Höhe! Phöbus Apollo, Gott! Alldurchströmendes Licht —! . . . .

Die Lösung kommt!

Er erkennt in Oedipus, der ihm entgegenkommt, seinen Sohn, erkennt, daß der die Lösung bringen wird im Namen des Gottes; er erkennt in all dem Dunkel, das ihn sechzehn lange Jahre geängstigt hat, die Fügung des lichten Gottes — und stirbt.

Die Lösung des Welträtsels, die Laios nur von ferne kommen sieht, ist dieselbe, die Oedipus erlebt hat.

Während die Dichterin in Laios die dunkle, grüblerische Art des Semiten verkörpert hat, hat sie Oedipus in den ersten Akten gemalt als eine lichte sonnige Gestalt, vergleichbar dem deutschen Jung-Siegfried, den rechten Liebling des lichten Gottes Phöbus Apollo. So sehen wir ihn in der ersten Szene unter den Gespielen in Korinth, von allen den Ersten — er wirft den Diskus „wie ein Gott“ — und doch ohne gemeinen Ehrgeiz — alles Niedre liegt ihm tief zu Füßen — noch jugendlichspielend und doch schon erhaben über das „Kinderspiel,“ schon in dunkler Ahnung sehnsüchtig hinblickend zu dem Kithäron in der Ferne; frohmütig und jauchzend über die Schönheit der Welt und kindlich dem Gott vertrauend, und doch schon geängstigt durch das Weinen der Welt:

Es geht ein bittres Weinen durch die Welt, ein Weinen nach dem Glück! — Was weint nur die Welt so viel?

In seiner kindlichen Seele aber webt der Sonnengott, der ihn liebt, ein wunderbares Geheimnis:

In früher Kindheit schon hörte ich es tönen immer — auf einmal — ganz wunderbar, — dann ward mir mein Herz viel zu eng! Und wie ich wuchs, das goldne Tönen, das wob um mich her, — geheimnisvoll wob es süße Melodien, — und dann, dann kam ein Tag, da lernte ichs begreifen: Das ist der Gott! Phöbus Apollo ists, der Gott des Lichts — der spricht zu mir!

Wundervoll hat die Dichterin diese prophetische Morgendämmerung gezeichnet: noch redet der Gott nichts Bestimmtes, noch wogt und wallt die unbestimmte Empfindung; denn was redet der Gott?

Ach, daß die Welt so groß ist! Und so schön! Und so reich! Wunderbar schimmerts, fern, das kommt nun bald!

Was ich mir ersehne, es sieht mich immer an, so hell schimmernd — es ist das Glück — das Glück heißts! Der lichte Gott, der redet von lauter Glück, der wird mirs geben, (immer bestimmter) Phöbus Apollo schenkt mir das Glück.

Schon ist seiner kindlich-gläubigen Seele die erste Ahnung aufgegangen von der Wahrheit, die er einst erleben wird: die Botschaft des Lichts, die Wahrheit des Sonnengottes kann stillen das Weinen der Welt; und auch die Ahnung davon, daß ihn selber der Gott berufen wird, diese Botschaft zu verkündigen:

Gott des Lichts, weckt nicht aus dem Dunkel dein liebender Kuß die lichte Flamme, die gottverwandte? Und bin ich aus Dunkel geboren — Gott des Lichts, werd ich auch aufflammen — Gott des Lichts! — (flehend und zuversichtlich) der weinenden Welt zum Glück zu leuchten. — Phöbus Apollo — ?!

Ein Gespiele, der ihm grollt, dies ist die äußere Handlung der ersten Szene, verrät Oedipus' dunkle Geburt; aber noch ehe die Wahrheit entdeckt ist, hat sie die geheime Stimme ihm schon verkündet. In der zweiten Szene hört Oedipus von einem weitgereisten Fremdling, der von König und Königin gastfreundlich bewirtet wird, und der ihnen von Thebens Glanz und Jammer erzählt, zum erstenmal von der Sphinx und vom Rätsel der Nacht. Entsetzen befällt ihn, da er von dem schauerlichen Geheimnis hört, und heißes Verlangen, der Gott möge es offenbaren, als ihm plötzlich die Gewißheit wird, der Gott werde ihm das Rätsel enthüllen, dies Rätsel, das er selber nicht kennt. Vergebens bestürmen ihn die Pflegeeltern, die Todesgefahr zu meiden; aber die innere Stimme treibt ihn:

Trotzen des Gottes Befehl, wie kann ich das?
Ich bin ja Flamme vom Sturmwind getrieben, kann nicht wählen und darf nicht wollen, — ich muß folgen.

So zieht er aus, die Tochter der Nacht zu stürzen.

Dies kurze Referat kann keine Anschauung geben von dem bestrickenden Liebreiz, der über diesen ersten Akt ausgebreitet ist: die jugendlich-anmutige und doch heldenhafte Figur dieses Oedipus, diese Verbindung von göttlicher Offenbarung über tiefste Fragen des menschlichen Geschlechts und von kindlichem Unverstande eines reinen Herzens reißen zur Bewunderung für die poetische Kraft der Dichterin hin, und niemals ist — soweit der Verfasser weiß — in deutscher Litteratur eine prophetische Natur mit solcher Treffsicherheit gezeichnet worden; hier ist Alles im Drama echt, auch der bannende, finster-glühende Blick der Sphinx. Wie blaß und sentimental erscheint die Jungfrau von Orleans neben diesem Oedipus, zu dem der Gott wirklich spricht. Der einsichtige Leser bleibt nicht im Unklaren darüber, woher die Dichterin das Wissen um dieses Unsagbare hat, und freut sich, daß hier eine neue Gestalt dem deutschen Drama erobert worden ist. Auch was die Kunst der Exposition betrifft, ist dieser Akt vortrefflich.

Im packenden Gegensatz zu dem lichten Bilde des ersten Akts steht das grauenvolle des zweiten: König Laios zergrübelt und verzweifelnd:

Ist das die Lösung? — „Tückischen Mächten unentrinnbar verfallen, wehrlos verfallen" — ist das die Lösung? — Grauen und Entsetzen die Wahrheit der Welt? — (Schreiend) Ist das die Lösung? Der Mensch mit dem Streben nach Gottheit frevlen Mächten ein Spielball —? mir graut — mir graut vor der Wahrheit der Nacht! (stürzt zu Boden) Schicksal —! Schicksal —!

Welch ein Paar von Vater und Sohn! Der Sohn, dem lichten Gott sich vertrauend anschmiegend und von ihm geliebt: kindlich schaut er die Tiefen der Welt; und der Vater, stolz von dem Gott sich abwendend, auf eigne Kraft gestellt, und — ein gebrochner Mann! Eine Illustration des Satzes: „Grübeln und Sinnen löst es [das Rätsel] auch nicht! Es löst es allein die Offenbarung des Gottes." Die höchsten Dinge erwirbt man nicht durch eigne Kraft; alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

Diesen ersten Monolog des Laios mit seiner grausigen Verzweiflung kann man nicht wieder vergessen, wenn man ihn einmal gelesen hat. Der Schluß des Akts führt Vater und Sohn in einer dramatisch wirkungsvollen Szene an der Schicksalsstätte zusammen: die Diener des Königs wollen den Jüngling, der zur Sphinx begehrt, zurückhalten; Laios, der aus seinen Reden ihn als seinen Sohn erkennt, will ihn ans Herz ziehen; aber Oedipus, rasend unter dem bannenden Blick der Sphinx, die er von fern gesehen, schlägt um sich und tötet den Vater; nur ein Diener entflieht. Zu spät kommt die Reue:

Was wolltst du mich halten? Ich bin nicht zu halten! Ich bin ja Flamme, vom Sturmwind getrieben — weh, daß ich dich schlug!

Nach einer Weile sehr heftigen, kindlichen Weinens schläft er ermüdet ein. Dieser Schluß des zweiten Aktes dürfte dem Leser zuerst wunderlich erscheinen, die Dichterin aber würde mit Recht antworten, daß eben dies psychologisch richtig sei: solche Erregungszustände schließen erfahrungsgemäß mit tiefem Schlafe.

(Schluß folgt) Hermann Gunkel

Seid nicht so verschwenderisch!

Euch Spöttern zum Trotz schreibe ich das nieder, mit dem ihr mich neckt.

Eugen sagte zu mir:

„Swift, der arme, hielt einmal eine erbauliche Betrachtung über einen Besenstiel. Archemoros, ich glaube, du wärest imstande, eine erbauliche Betrachtung über das Kästchen schwedischer Zündhölzer zu halten, mit dem eben deine Hand spielt!"

Ja, sagte ich, ich bin dazu imstande und thue es.

Seid nicht so verschwenderisch, so begann ich, mit der in der Welt vorhandnen religiösen Gesinnung! Werft nicht so viel davon achtlos oder verächtlich weg. Denn es ist eine arme Welt! Lernt doch endlich begreifen, daß Alles, was die Menschen trennt, worum sie sich bekämpfen, um dessen willen sie einst Scheiterhaufen anzündeten, die Einen selig, die Andern verdammt sprechen — Alles also, das ihnen die Hauptsache, das große Anliegen zu sein scheint, nichts ist als die Reibfläche, seht, eine Reibfläche wie diese hier!

Ich öffnete das Kästchen, nahm ein Zündholz, fuhr mit ihm über die Reibfläche, und der kleine Span flammte auf.

Seht, so fuhr ich fort, an der Reibfläche entzündet sich der Span, an dem Gesetz und seiner strengen Erfüllung entzündet sich bei dem Einen das persönliche fromme Innenleben. Verbietet ihm gesetzlich zu sein, und er hat die Reibfläche nicht mehr, an der sich Alles entzündete, was gut und gottnahe in ihm ruhte. Er ist tot wie dies Holz.

Ich nahm ein Zündholz und legte es fern von dem Kästchen auf den Tisch. Seht, es flammt nicht, es leuchtet nicht, es nützt nicht, es hat nicht die Seligkeit verzehrt zu werden.

Dann entzündete ich ein andres Zündhölzchen und fuhr fort: Ein Andrer hat als Reibfläche die unbedingte Freiheit von allem Gesetz, er arbeitet am Sonntag wie Carlyle, er betet dreißig Jahre kein Vaterunser wie Carlyle, er meidet ein Leben lang den Tisch des Herrn wie Tersteegen — dieses mächtige Sich schwebend ohne Anhalt und in höchster Höhe ohne Stützpunkt halten, das war ihre Reibfläche, daran entzündete sich die reinste Flamme; nötigt sie zum Gesetze, und sie liegen kalt und tot da, wie dies starre Holz dort.

Und nun nahm ich zehn Hölzchen oder elf mit der einen Hand und mit der andern das Kästchen, hob euch Beides entgegen und sagte: O meine Lieben, gewöhnt euch bald, ach, um der Liebe zu den Mitgebornen und Mitsterbenden willen, gewöhnt euch heute daran, jetzt, jetzt gleich, immer, wenn ihr von Orthodoxen, Positiven, Pietisten, Liberalismus, Kirchlichkeit, Konventikelchristentum und andern Klüften, Mauern und Grenzpfählen hört, liebreich in eurer Seele zu denken: so, der also hat seine Reibfläche da, der Andre dort, Gott sei Dank für das Licht, die Wärme und die Selbstverzehrung, die an allen diesen Reibflächen aufflammt!

Verwerft nicht die Flamme um der Reibfläche willen! Verwerft die Hölzer, die sich nicht entzünden lassen!

Damit warf ich das eine Holz, das ich ohne Zündköpfchen in dem Kästchen gefunden hatte, weit weg von mir in das Zimmer.

So war es, das machte mich euch zum Sprichwort.*)

Hermann Oeser

Verschiedenes

Die Verwirtschaftung der Autorität ist einer der bedenklichsten Züge in unserm öffentlichen Leben. Man klagt über Abnahme der Ehrfurcht, des Vertrauens, des Gehorsams im Volk. Mit Recht. Aber wie soll das besser werden, wenn die berufnen Autoritäten selbst mit dem ihnen anvertrauten Schatz leichtsinnig wirtschaften! Wenn wir in diesen Blättern gelegentlich gegen eine parteiische, politisch beeinflußte Rechtsprechung protestiren, so thun wir das aus Liebe zur Gerechtigkeit, aus Sorge um das Dasein und das Ansehen eines unverkürzten Rechts, ohne das unser Volk heute nicht bestehen kann. Und wir freuen uns über die in letzter Nummer erwähnte Entscheidung des Berliner Landgerichts, weil dadurch das Panier des Rechts neu aufgerichtet, seine Autorität wieder gestärkt wird: das ist eine staats- und gesellschaftserhaltende That ersten Ranges. Ebenso wenn auch wir in diesen Blättern die sogenannte Zuchthausvorlage beklagen, so thun wir das aus Liebe zu unserm Staat und Volk, aus Sorge um seine moralische Autorität. Denn die Regierung verwirtschaftet von dem kostbaren Kapital des ihr gehörigen Ansehens und Vertrauens unverantwortlich viel, wenn sie derartige Kampf- und Klassengesetze einbringt, noch dazu unter der Vorsicht, daß sie formell keine zu sein scheinen. Soweit, daß wir solche Gesetze nötig hätten, sind wir Gott Lob nicht, und werden, wills Gott, so weit nicht kommen. Aber wir würden allerdings dahin kommen, wenn die Regierung fortfährt, ihre Autorität weiter noch so zu verwirtschaften. Wir freuen uns ja der Haltung der Reichstagsmehrheit in Sachen der „Zuchthausvorlage," aber wir trauern zugleich über die moralische Niederlage, die darüber die Regierung erleidet. Denn wir wollen eine starke und weise Regierung, wir wollen eine Obrigkeit, die in kraft einer felsenfesten Autorität über den Parteien, den Klassen- und Interessengegensätzen steht. Welches ist denn sonst der Vorzug des monarchischen Regierungssystems? R

---

*) Obiges Stück ist eine neue Zugabe des Dichters zu der demnächst erscheinenden vierten Auflage seines Archemoros. „Des Herrn Archemoros Gedanken über Suchende, Irrende und Selbstgewisse" erschienen zuerst in der Christlichen Welt, Jahrgang 1892. D H

Neue Greuel in Armenien. Dem amtlichen Wiener Korrespondenzbureau sind Einzelheiten über die jüngsten Wirren im Vilajet Musch berichtet worden. Wir würden sie hier wiedergeben, wenn nicht der Raum fehlte, thun es vielleicht in einer spätern Nummer. Und zwar deswegen, weil unsre Leser sie aus ihren Zeitungen meist nicht erfahren. Eine Ausnahme bilden die Frankfurter und die Westdeutsche Zeitung. Jene bemerkt dazu: „In Berlin scheint man diese Nachrichten, weil sie unangenehm für den Sultan und kompromittirend für seine Regierung sind, unterdrückt zu haben." Inzwischen, seit dem 9. Juni, ist ja allerdings die Wahrheit schon weiter durchgesickert. R

Die „Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich," die gegenwärtig im sechzehnten Jahrgang erscheint, ist allen denen, die sich für die evangelische Bewegung in unserm Nachbarreiche interessiren — und wer thäte das nicht? —, aufs wärmste zu empfehlen. Bringt sie doch — außer mancherlei andern Artikeln — namentlich fortlaufende und zuverlässige Berichte über die Bewegung und hilft die so auch selbst immer mehr verbreiten und vertiefen. Noch besser vermöchte sie das freilich, wenn sie in noch zahlreichern Exemplaren kostenlos verbreitet werden könnte: aber dazu bedarf es eben, da der Herausgeber, Pfarrer D. Schmidt in Bielitz, ohnehin schon fast umsonst arbeitet, weiterer zahlender Abonnenten. Der Preis des Blattes, das monatlich zweimal, etwa zwanzig Seiten stark, erscheint, beträgt für das ganze Jahr 3 fl. ö. W. oder 6 Mk.; Probenummern sind kostenlos durch den Herausgeber oder Herrn M. L. Matthies, Berlin N, Gartenstr. 28 zu beziehen. C Clemen

Die Chronik der Christlichen Welt erscheint zwar nicht mehr im selben Verlag wie die Christliche Welt. Aber dies war allein das Ergebnis freundschaftlichsten Uebereinkommens, und das Blatt thut, wie Alle, die es gerade in jüngster Zeit aufmerksam verfolgt haben, seine Pflicht. So sei es beim Quartalwechsel auch an dieser Stelle warm empfohlen. Es bildet nach wie vor eine Ergänzung zur Christlichen Welt, die sie nicht entbehren kann. Gewiß decken sich die Interessenten der Christlichen Welt und der Chronik nicht; eben das hat ja zur Trennung der beiden Blätter geführt. Aber es wäre dem Herausgeber der Christlichen Welt eine Beruhigung, wenn er in den Händen recht vieler Leser dieses Blattes auch die Chronik wüßte. Man verlange Probenummern der Chronik von J. C. B. Mohr in Leipzig, Querstr. 21. R

Zur freundlichen Beachtung

Angesichts des bevorstehenden Quartalwechsels bitten wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements.

Die heutige Nummer ist als Probenummer in größerer Auflage gedruckt. Unentgeltlich stehen Exemplare in beliebiger Anzahl zur Verfügung. Man bestelle bei unserm Verlag in Marburg i. H. zu eigner Verteilung oder gebe uns Adressen, an die wir verschicken sollen, am liebsten unter Vermerk des Auftraggebers.

Für die Ferien- und Reisezeit bitten wir unsre Leser und Freunde überallhin, wo Interesse vorhanden scheint, die Christliche Welt sich kommen zu lassen. Wir werden gern, soweit der Vorrat reicht, eine Reihe von Wochen hindurch unser Blatt versenden, in Hotels, Kursäle, Sommerfrischen aller Art. Bedingung ist nur, daß Freunde dort sind, die sich wirklich für unser Blatt interessiren. Man verlange einfach Gratisexemplare für Sommerfrische unter genauer Angabe der Adresse.

Redaktion und Verlag

An Mitarbeiter und Freunde in Elsaß, Südbaden, Schweiz und Württemberg

Von dem Wunsche beseelt, Mitarbeiter, Freunde und Freundinnen dieses Blattes persönlich kennen zu lernen und gemeinsame Angelegenheiten mit ihnen zu besprechen, möchte der Herausgeber der Christlichen Welt zu diesem Zweck am 10. Juli in Freiburg (Europäischer Hof, nachm. 3), am 12. in Basel (Rebenleutezunft, nachm. 2), am 14. in Straßburg (Zivilkasino, nachm. 3), am 17. in Stuttgart (Textor, Gartensaal, nachm. 3½), am 18. in Tübingen (Museum, abends 8) mit solchen, die sich im gleichen Wunsche mit ihm begegnen, freundschaftlich zusammentreffen. Da es keinen kürzeren und umfassenderen Weg giebt, dies den etwa Interessirten bekanntzumachen, geschieht die Mitteilung an diesem Orte.

Wegen etwaiger Abänderung vorstehender Angaben bitte ich auf Nr. 27 und 28 zu achten. R

Eisenach

Als Termin für unsre diesjährige Zusammenkunft scheint nur der 6. und 7. Oktober übrig zu bleiben. Vom 2. bis 5. findet in Straßburg der Kongreß für innere Mission statt, vom 9. bis 12. tagt in Nürnberg der Evangelische Bund. Freilich würde so unsre Zusammenkunft auf Freitag und Sonnabend fallen, aber hoffentlich können unsre Freunde im Amt sich ausnahmsweise einmal darauf einrichten. Proteste dawider bitte ich recht bald zu erheben und positive Vorschläge damit zu verbinden. Sollen wir wider alle Tradition auf den 26. und 27. September zurückgehn? Für die Herren an den Schulen ist diese Woche ungünstig. Vorträge haben Abt D. Hermann Schultz in Göttingen und Pfarrer Bonus in Großmuckrow zugesagt. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M.: Montag, den 3. Juli, 4 Uhr, Rosenau, Reuterweg. Thema vorbehalten.

Chronik der Christlichen Welt

9. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1600
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Nr. 23. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zehnter Evangelisch-sozialer Kongreß; Aus Württemberg, Evangelisch kirchliche Vereinigung — Verschiedenes: Kirchliches Stimmrecht der Frauen in der Schweiz

Nr. 24. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zehnter Evangelisch-sozialer Kongreß; Aus Mecklenburg — Römische Kirche: Bayern und die Los-von-Rom-Bewegung; Die Thätigkeit des Prinzen Max von Sachsen in Nürnberg — Verschiedenes: Ungarischer protestantisch-litterarischer Verein; Sonntagsausgaben von Tageszeitungen; Cecil Rhodes in der Heilsarmee; Gefahren für die Gesundheit in der Kirche — Vermischte Nachrichten: Behandlung der Sekten in Sachsen; Evangelisation in Schlesien; Abgang von Pastor Brockes aus Bebeck; Aus andern Blättern — Personalien

Für Ost- und Südmark

Fast in allen wohlhabenderen Häusern liegen völlig unbenutzt Bücher und Schriften, die von den Besitzern kaum jemals wieder in die Hand genommen, anderweit noch viel Nutzen, Freude oder Segen stiften können!

Der Unterzeichnete gestattet sich daher die ergebenste Bitte, dergleichen Schriften, Bücher, Zeitschriften ihm zur Verfügung stellen zu wollen, und er wird alles im Dienste der obenangedeuteten Zwecke zu verwenden wissen. Auch theologische Fachschriften sind brauchbar im Interesse unbemittelter Geistlichen; besonders aber erwünscht erscheinen Schriften mit gesundem religiösen und patriotischen Inhalt, auch Familienblätter wie „Daheim", Sonntagsblätter, Bücher allgemein belehrenden Inhalts, Kinderschriften, Kalender mit Geschichtserzählungen u. s. w., auch Missionsschriften.

Magdeburg, 1899 **Dr. Hermens,** Konsistorialrat

Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste
Jährlich 24 Hefte à 32 Seiten
in vornehmer Ausstattung. Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Welch eine Fülle von Urteil und Kunstsinn, welch ein vortreffliches und umfassendes Bild des schöngeistigen Lebens eines ganzen Jahres, und das Ganze für einen wahrhaft lächerlichen Preis! **Tägl. Rundschau, Berlin.**

Ein herrliches Stück Arbeit hat das Blatt in seinem ersten Jahrzehnt geleistet, ein Stück Arbeit, das der Geschichtsschreiber unseres deutschen Kunst- und Geisteslebens warm zu würdigen hat.
Deutsche Tageszeitung, Berlin.

„In der That wiegt der einzige Kunstwart mehr wie der ganze übrige Haufen von ästhetischen, litterarischen und Kunstzeitschriften."
Univ.-Prof. Max Koch, Breslau.

„Unter den litterarischen Zeitschriften ersten Ranges befindet sich eine einzigartige, welche jenseits und in gewisser Beziehung sogar über der Konkurrenz steht: Der Kunstwart."
Deutsche Zeitung, Wien.

Abonnementspreis M. 2.50 f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

In meinem Verlage sind folgende **Neuigkeiten** und Fortsetzungen soeben erschienen:

Kurzer Hand-Commentar zum Alten Testament. Lieferung 8. **Die Psalmen,** erklärt von Professor D. **Bernh. Duhm.** Preis in der Subscription M. 5.—, im Einzelverkauf M. 6.—, geb. M. 7.—.

Hand-Commentar zum Neuen Testament. Band III. 2. **Der Hebräerbrief. Die Briefe des Petrus, Jacobus, Judas.** Bearbeitet von Professor D. H. von Soden. **Dritte,** verbesserte und vermehrte Auflage. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Lehrbuch der alttestamentl. Religionsgeschichte. Von Professor D. **R. Smend. Zweite,** umgearbeitete Auflage. M. 11.50, geb. M. 14.—.

Die Religion der Semiten. Von **W. Robertson Smith. Autorisierte deutsche Uebersetzung** aus dem Englischen nach der zweiten Auflage der „Lectures on the Religion of the Semites" von Dr. **R. Stübe.** Mit 13 Abbildungen im Text, einem Vorwort von Professor D. E. Kautzsch und einem Anhang. In ca. 8 Lieferungen à M. 1.—. **Erste bis sechste Lieferung.**
Mit Erscheinen der letzten Lieferung behält sich die Verlagshandlung Erhöhung des Ladenpreises vor.

Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments in Verbindung mit mehreren Fachgelehrten herausgegeben von Professor D. **E. Kautzsch.** Subskriptionsausgabe in 30 Lieferungen à 50 Pf. **Elfte bis vierzehnte Lieferung.** Die Verlagshandlung verpflichtet sich den Subskribenten gegenüber den Preis von M. 15.— für das ganze Werk einzuhalten, obwohl der Umfang von 30 Lieferungen überschritten wird. Nach Erscheinen der letzten Lieferung behält sich die Verlagshandlung Erhöhung des Ladenpreises vor, welche jedenfalls insoweit durchgeführt wird, als der 60. Druckbogen überschritten wird.

Die Siloahinschrift. Zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen neu gezeichnet und herausgegeben von Professor Dr. **A. Socin.** M. —.60.

Die israelitischen Vorstellungen vom Zustand nach dem Tode. Von Professor Lic. **Alfred Bertholet.** M. —.80. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften etc. 16.)

Die synoptische Frage. Von Lic. **Paul Wernle,** Privatdozent der Theologie in Basel. M. 4.50.

Die Gleichnisreden Jesu. Von Professor D. **Adolf Jülicher.** I. Teil: **Die Gleichnisreden Jesu im Allgemeinen. Zweite,** neu bearbeitete Auflage. M. 7.20, geb. M. 9.70. Früher erschien: II. Teil: **Auslegung der Gleichnisreden der drei ersten Evangelien.** M. 12.80, gebunden M. 15.30.

Die Wirkungen des Geistes und der Geister im nachapostolischen Zeitalter bis auf Irenaeus. Von Lic. Dr. **Heinrich Weinel,** Privatdozent der Theologie in Berlin. M. 5.—.

Studien über das Schrifttum und die Theologie des Athanasius auf Grund einer Echtheitsuntersuchung von Athanasius' „Contra gentes" und „De incarnatione". Von **Karl Hoss.** M. 3.—.

Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Prediger-Verein. In Verbindung mit den übrigen Vorstandsmitgliedern herausgegeben von Professor D. **Grafe** und Professor **Simons.** Neue Folge. **Drittes Heft.** M. 4.50.

Hefte zur „Christlichen Welt" Nr. 40. Gott in Christus. Von **Fr. Niebergall.** M. —.60.

Goethe's Stellung zu Religion und Christentum. Von Professor D. **Karl Sell.** M. 1.80.

Im Kampf um die Weltanschauung. Von **R. Wimmer.** 13. und 14. Auflage. Kart. M. 1.25.

Nietzsche's Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwicklung dargestellt und beurteilt von Professor D. **Otto Ritschl. Zweite** Auflage. M. 1.20.

Villa Herzberg

Christliches Erholungshaus in Dornholzhausen im Taunus

Fünf Minuten vom Walde am Fuße des 680 m hohen Herzberges. Ruhige Lage in großem Garten mit herrlichem Blick auf den Taunus und Homburg. Pensionspreis je nach Größe und Lage der Zimmer 4—7 Mk. Näheres auf gefl. Anfrage. Mit Homburg v. d. Höhe durch elektrische Bahn verbunden.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.

EMMER

Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10 jähr. Gar. Harmoniums 95 Mark an.

Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.

Fabrik W. Emmer, Berlin, Seydelstrasse 20.

Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

Ein Gemeindehelfer, event. Theologe, bes. z. Jünglingsvereinsarbeit ges. Gehalt ca. 1400 Mk. Zeugnisse erb.
Pfarrer Papenbrock, Cassel.

Gebr. Stoffregen, Hannover im evangelischen Vereinshause empfehlen alle Arten **Paramente u. Kirchengeräte**
Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner: **Talare, Baretts und Bäffchen**
Ill. Kataloge. Billigste Preise. Reelle Bedienung.

Herausgeber Fr. Naumann
national-
Die Hilfe
-sozial!
Postbezug: viertelj. 1.50 M

Soeben erschien im Verlage von **Dörffling & Franke** in **Leipzig:**

Glaubensregel, Heilige Schrift und Taufbekenntnis.

Untersuchungen über die dogmatische Autorität, ihr Werden und ihre Geschichte, vornehmlich in der alten Kirche

von

Lic. Dr. Johannes Kunze,

a. o. Professor der Theologie an der Universität Leipzig.

560 Seiten. **Preis 15 Mark.**

NEU!

Es ist noch wenig bekannt, dass ein Jeder auf einer **Mundharmonika ohne Notenkenntnisse** die schönsten Lieder, Tänze etc. künstlerisch zum Vortrag bringen kann. In **einer Stunde erlernbar** ohne Lehrer. Eine **hochelegante Concert-Mundharmonika** mit klangvollen Glocken-Metallstimmen in eleganten Etuis verpackt, nebst **Schule** zum **Selbstunterricht** kostet bei vorheriger Einsendung in Briefmarken nur

1 Mk. 75 Pf.

franco. Nachnahme 35 Pf. teurer.
Man adressire an:
Norddeutsches Musik-Versandhaus
Rostock, Otto-Strasse 19.

NEU!

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage betr. „Asia" von Fr. Naumann (vergl. Nr. 13. 14. 20 d. Bl.). Diese Beilage war für die vorige Nummer nicht rechtzeitig eingetroffen.